L. eleg. m.
1314
s / 4

Kleine
Leih-Bibliothek,

geſammelt

aus

dem Gebiete des Abenteuerlichen, Wundervollen, Seltſamen, Komiſchen und Satyriſchen; der Schilderung außerordentlicher Ereigniſſe und Menſchen, der Sitten und Gebräuche.

Mit beſonderer Berückſichtigung

der

Volksbücher aller Zeiten und Gattungen.

Viertes Bändchen:

Der Volkswitz der Deutſchen über den geſtürzten Bonaparte, ſeine Familie und ſeine Anhänger.

IV.

Stuttgart, 1849.

Verlag von J. Scheible.

Der

Volkswitz der Deutſchen

über den

geſtürzten Bonaparte,

ſeine Familie und ſeine Anhänger.

Zuſammengeſtellt

aus

den 1813 und 1814 erſchienenen Flugſchriften,

und mit beſonderer Bezugnahme

auf die

Napoleoniden der Gegenwart

neu herausgegeben.

Viertes Bändchen.

Stuttgart, 1849.

Verlag von J. Scheible.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

FRESENIUS

Druck der Königlichen Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg
in Stuttgart.

I.

Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung.

1806.*)

An den Leſer.

In einer Periode, wo zwei der erſten Fürſten Deutſchlands, ob unzufrieden mit ihrem bisherigen Rang und Würde? oder aus unwiderleglichen Staatsgründen? die Krone aufſetzen, und ihre Erbländer zu ſouveränen Königreichen erheben, in dieſer von außen glänzenden Periode, durchhallet ſchauerliches Wehklagen über Geldmangel, Theurung und nahrungsloſe Zeiten Germaniens ſonſt ſo glückliche Provinzen. Entweder iſt die Quelle dieſer Klage bloß in der Schwermuth einiger Milzſüchtigen aufzufinden, oder ſie muß aus dem allgemeinen Elende des ſogenannten römiſchen Reichs entſprungen ſein. Wollte man einigen neueren Schriftſtellern ſeine Leichtgläubigkeit preisgeben, ſo müßte der dießmalige Zeitpunkt, wo nicht für ganz Deutſchland, jedoch für gewiſſe Gegenden beſonders beglückt und merkwürdig heißen. Mehrere Verfaſſer deutſcher Staatsſchriften wiſſen nicht genug von günſtigen Ausſichten aus der neuen Umwälzung der deutſchen Staatsverfaſſung zu rühmen, und dürfte man ihnen trauen,

*) Die Schrift, wegen welcher der Buchhändler Palm auf Napoleon's Befehl erſchoſſen wurde.

ſo wäre der traurige Zuſtand, darunter Deutſchlands Einwohner ſeufzen, nur eine Thränenſaat, welche künftig von der reichſten Ernte vergütet werden ſolle. Iſt es Männern, die uns ſo etwas bereden wollen, zu verargen, wenn ſie Ohr und Herz dem lauten Kummer ihrer Mitbürger verſchließen, wenn ſie dieſen feige Zaghaftigkeit, Mangel an Kenntniſſen, und wer weiß, was ſonſt noch mehr, zum Vorwurf machen? Wir wollen zugeben, daß bei einigen Individuen die Klage über den Druck der Zeiten übertrieben ſei; zugeben, daß nicht durch Wimmern und Seufzen, ſondern durch Weisheit und entſchloſſenen Muth dem Uebel am erſten müſſe abgeholfen werden. Allein, eben hier fordern wir jene Propheten beſſrer Zeiten auf, ſtatt blinder Hoffnungen, uns die Mittel und Wege zu zeigen, auf denen der Muth bedrängter Deutſchen ſich wieder erheben und die manchfaltigen Laſten, darunter wir erliegen, abwerfen ſolle. Wie ſehr iſt zu fürchten, daß ſie uns in dieſem Stück unberathen laſſen, ſie, die entweder nur Hofluft athmen, oder durch zufälliges Glück gegen Theilnahme am allgemeinen Elende geſichert, von Klagen über ſchlimme Zeiten Nichts wiſſen mögen. Indeſſen, ſo lange dem Leidenden kein Linderungsmittel für ſeine Schmerzen gereicht wird, ſo lange darf ihm auch Niemand wehren, ſeinen kläglichen Zuſtand laut herauszuſagen, und ſich wenigſtens den Troſt zu verſchaffen, daß er um Hilfe gerufen, und nicht durch Verſchließung der Schmerzen ſich dieſe noch unerträglicher gemacht hat. Iſt es die Ruthe der Allmacht, die uns unmittelbar mit Mißwachs, Hunger und tödtlichen Seuchen dermals heimſuchet; oder iſt es Schuld der Regenten Deutſchlands, wenn Mangel und Dürftigkeit mit ihrem ganzen ſchrecklichen Gefolge täglich weiter einreißen

und dem vormaligen Wohlſtande der Länder den völligen Untergang bereiten? Wer iſt verwegen genug, hier der Wahrheit in's Angeſicht zu widerſprechen und die Vertheidigung der Gewaltigen zu übernehmen, durch deren Hand Pandorens Büchſe zu Deutſchlands unbeſchreiblichem Unglück eröffnet wurde? Freilich hat die Wahrheit ihre geſchwornen Feinde, und wo am meiſten, als an den Höfen der Fürſten? Dort findet ſie Thür und Thore ſich beſtändig verriegelt, und wenn ſie ja ſich einmal hineinzuſchleichen Gelegenheit fand, ſo darf ſie doch nur in einer fremden Hülle ſich allda blicken laſſen. Heil dieſen Blättern, auf welchen die Wahrheit, weder geſchminkt, noch verunſtaltet, ſich zeigen wird. Ihre Beſtimmung iſt nicht der Palaſt oder das Muſeum, ſondern die Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmannes, dem man ſo gerne das Ziel verrücken, und in genauer Anſicht ſeines eignen Zuſtandes ſowohl, als ſeines Vaterlandes, eine falſche Brille aufſtecken möchte. Der Verfaſſer iſt mit ſeiner Anſicht des dermaligen Zuſtands der Dinge in Deutſchland nicht zudringlich. Er macht auch auf Untrüglichkeit ſeiner Behauptungen nicht den mindeſten Anſpruch. Doch wird geprüfte Wahrheit ſeiner Feder heilig ſein, und wenn er hie und da aus Erfahrung redet, aller Zuſatz davon verbannt bleiben. Ohne Rührung kann freilich ein Deutſcher die Erniedrigung ſeines Vaterlandes nicht einmal anſehen, viel weniger perſönlich empfinden und öffentlich davon reden. Hält er jedoch ſeine Leidenſchaften dabei im Zügel, ſo iſt er ein deſto glaubwürdigerer Zeuge, und kein Vernünftiger wird ihm das Vorurtheil der Uebereilung, oder wie es ſonſt heißen mag, entgegenſtellen. Dieſer Abhandlung das gehörige Licht zu geben und Deutſchlands betrübte Lage jedem

Auge anſchaulich zu machen, wurde für dienlich erachtet, über das Betragen ſämmtlicher Höfe, die mehr oder mindern Antheil an Germaniens Unglück nehmen, freimüthige Betrachtungen zu liefern, woraus ſich, ohne erzwungene Folgerungen, von ſelbſt wird erſehen laſſen, wie viel Jeder zum Urſprung und Wachsthum des, Deutſchland verheerenden Ungewitters beigetragen habe.

Frankreich.

Hoch brüſtete ſich Gallien noch vor wenigen Jahren mit der Freiheit, dieſem erſten Kleinode des Menſchengeſchlechtes. Sich daſſelbe auf immer zu ſichern, ſah es gelaſſen zu, daß man ſeinen König dem ſchmählichſten Tod zum Opfer brachte, ihm ſeine Gemahlin und Schweſter auf eben dieſem Wege nachſchickte, und was ſich noch von Ludwigs Familie mit dem Leben rettete, in ewiges Exil verwies. Was mochte wohl der größte Theil der franzöſiſchen Nation, getäuſcht vom Schalle des Wortes Freiheit, ſich dabei anders denken, als Ungebundenheit an Geſetze und Entledigung von allen Abgaben? Von dieſem Freiheitstaumel berauſcht, fühlte ſie ſogar die grauſame Geißel nicht, welche Robespierre, Marat und Andere aus ihrem Bunde, mit eiſerner Hand über ſie ſchwangen; ja, ein ſüßer Traum brachte ihr den Gedanken bei, daß das Land der Freiheit nur mit unſchuldig vergoſſenem Bürgerblut fruchtbar gemacht werden könne. Daher die ſchaudererregenden Auftritte in Lyon, Marſeille, Paris keine weiteren Bewegungen unter den Einwohnern dieſes Reichs veranlaßten. So erwachte

denn der Gallier nicht aus ſeinem Freiheitsſchwindel, den er vielmehr in alle, Frankreich benachbarte Länder übertrug, und dort als einen Baum der allerkoſtbarſten Art fortzupflanzen, jede Mühe und Kunſt aufbot. Ein wahrer Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen. Lieblich anzuſehen, tödtlich beim Genuß ſeiner Früchte. Den franzöſiſchen Volksrepräſentanten gelang es mehrere Jahre hindurch, den lüſternen Freiheitsblick der Nation auf dieſen Baum zu lenken, und kaum hatte Bonaparte der Regierung in Frankreich, nach ſeiner Rückkunft aus Egypten, eine andere Geſtalt gegeben, als ſeiner Einſicht klar einleuchtete, daß Sprache von Freiheit der bequemſte Vorhang ſei, hinter welchem er die zu ſeiner Abſicht nöthigen Rollen unbemerkt ſpielen und für Frankreich Feſſeln ſchmieden könnte. Bald wußte ſich dieſer Vulkan ſo viel Cyklopen, als ſein groſses Unternehmen erforderte, zu verſchaffen. Lauter Jubel begleitete die Hammerſtreiche, wodurch, nach dem Wahne der Franzoſen, in dieſer vulkaniſchen Werkſtätte für fremde Reiche die Ketten bereitet werden ſollten. Die erſte wurde für Frankreich ſelbſt fertig, und Vulkan Napoleon wußte ſie der Nation mit ſo viel Geſchmeidigkeit anzulegen, daß dieſelbe jetzt noch für ein Gängelband angeſehen wird, womit man dem franzöſiſchen Staat, wie einem noch ſchwachen Kind, auf die Beine helfen wolle. Helle Köpfe, die der Sache auf den Grund zu ſehen gewohnt ſind, laſſen ſich von dergleichen Blendwerk nicht täuſchen. Dieſe, wenn ſie bei obigem Gleichniß ſtehen bleiben, ſagen: Napoleon, der jetzo den franzöſiſchen Staat nach Willkühr leitet, iſt mit der Amme zu vergleichen, welche, indem ſie ein königliches Kind gängelt, ſich im größten Aufputz zeigt, und dadurch Jedermanns

Blick an ſich zu locken ſucht; einer Amme, die das Kind unter dem Vorwand, es gehen zu lernen, ermüdet oder durch übertriebenes Hin- und Herführen endlich gar lähmet. Welch ein heterodoxer Vergleich! ſo höre ich Viele ſich erklären, wie kann der auf Napoleon paſſen, den neuen Schöpfer der großen franzöſiſchen Monarchie? Sind es nicht ſeine Anſtrengungen, ſeine Siege und Heldenthaten, die ihm das Vertrauen der jezt ſeinem Scepter gehorchenden Nation erwarben? Konnte Frankreich den Sieger bei Marengo verkennen und ſeine Verdienſte um den Staat unbelohnt laſſen? Wer half der Verwirrung, worin die neue Republik dem Untergang nahe war, ab? Iſt der nicht Napoleon? Wer brachte die für Frankreich ſo äußerſt vortheilhaften Friedenstraktate zu Luneville und Amiens zu Stande? Wer ſonſt, als Bonaparte? Wer hat die Zügel von Holland, Schweiz, Italien, in ſeiner Hand? Napoleon! Wer hat dem ganzen neptuniſchen Albion je mit größeren Gefahren gedroht, als eben dieſer Unüberwindliche? Dieſe Fragen ließen ſich mit vielen andern vermehren, und zu Entſcheidungsgründen in der vorliegenden Sache anwenden. Wir läugnen jedoch, daß hieraus ſich mehr denn dieſes ſchließen laſſe: Bonaparte iſt einer der ſeltenſten Menſchen in der alten und neuen Geſchichte, der die Blößen ſeiner Gegner mit Vortheil benuzte, und deßwegen manches Wageſtück glücklich beſtand. Zu wenig für Napoleon, den Unvergleichlichen, dünkt uns ſelbſt das Urtheil unzähliger Deutſchen zu ſein. Dieſe bitten wir aber, zu erwägen, daß man hier nicht über den Charakter des jezigen Beherrſchers der Franzoſen abzuſtimmen gedenke, ſondern bloß ſein Betragen ſeit dem Antritt des Oberconſulats, nebſt deſſen Einfluß auf Deutſchland im

Geſicht habe. Weltkundig iſt es, daß Napoleon vom erſten Augenblick ſeiner conſulariſchen Regierung an, Frankreichs ganze Macht in ſich zu vereinigen ſuchte. Was nur immer von Befehlen, Verordnungen und neuen Einrichtungen ausging, war mit ſeinem Namen geſtempelt. Die wichtigſten Geſchäfte und Ehrenſtellen wurden ſeinen Brüdern übertragen. Wenige Monate vergingen, und Napoleon lebte im Königlichen Hofſtaat. Der Sorge, dieſe Glückſeligkeiten nach Umlauf der conſtitutionellen Friſt an Andere abtreten zu müſſen, wußte er ſich bald durch das immerwährende Conſulat zu entledigen. Dadurch nicht völlig beruhigt, machte er die Einleitung, daß ihm auch die Vollmacht zu Ernennung eines Nachfolgers zugeſtanden wurde. Jetzt ſtand er am Ziel ſeiner Wünſche. Die große Pforte durfte nur aufgehen, und der Oberconſul zog als Kaiſer ein. Er fand den Schlüſſel dazu mit leichter Mühe. Der franzöſiſche Staatsrath war aus Männern zuſammengeſetzt, deren Barometer mit dem des Napoleon ſtieg und fiel. Ohr und Herz des Volks wurde indeſſen durch den ſtolzen Namen der großen Nation ſo aufgeblaſen, daß man darüber dem Gang der Regierung weiter nachzuſpüren vergaß. Napoleon wußte noch mehr zu thun. Er fand in der ſogenannten Verſchwörung eines Georges, Pichegru und ihres Anhangs, ein höchſt bequemes Mittel, ſich der Nation noch wichtiger, ja ganz unentbehrlich zu machen. Zugleich fand er die erwünſchteſte Gelegenheit, den bedeutendſten Mann in Frankreich, den allverehrten Moreau, von ſeiner Seite zu ſchaffen. Die größte Macht, und mit ihr die Aufmerkſamkeit von ganz Frankreich wurde nun nach Boulogne gezogen, und London das Karthago, welches man zerſtören müſſe, genannt. Schon ſahen

die Franzoſen lauter engliſche Guineen im Umlauf. Indeſſen unterblieb die ſo ſehnlich gewünſchte, ſo mächtig vorbereitete, ſo ſicher ausposaunte Landung von einer Woche, von einem Monat und Jahre auf das andere. Einem Napoleon kam jedoch die Entfernung der größten Macht von ſeiner Hauptſtadt trefflich zu Statten. Bei dieſer Gelegenheit reiste er ab und zu, lernte diejenigen, ſo ihm ergeben waren, genauer kennen, und er durfte keine gewaltſamen Bewegungen unter dem Heer befürchten, wenn er ſich vom Senat die Kaiſerwürde auftragen ließ, da er Alle von Paris entfernen konnte, mit denen ſein Vertrauen nicht in gutem Verhältniß ſtand. Napoleons Erklärung auf dieſen Antrag, der mit größter Feierlichkeit nach Boulogne an ihn erging, iſt Meiſterſtück des unerhörteſten Stolzes, ſchon allein hinreichend, uns das Weſentlichſte ſeines Charakters zu enthüllen. Er entblödet ſich nicht, ohne Scheu zu bekennen, daß ſein Streben von jeher nur die höchſte Stufe bezielt habe. Dürften wir hier nicht fragen: Und wer iſt der Sterbliche, deſſen hoher Geiſt nur in der erſten aller menſchlichen Würden ſeine Befriedigung zu ſuchen hat? Iſt's der Sohn eines großen Fürſten, durch die Geburt zum künftigen Beherrſcher eines mächtigen Volkes beſtimmt? Oder — — —

Würde man dem Napoleon Unrecht thun, wenn man ihn aus ſeiner eigenen Rede für den ausgemachteſten Revolutionär, der ſeines Königs Thron einige Jahre ſpäter eben ſo, wie andere, gefährdet haben würde, erklärte? Was war alſo einſt die Triebfeder ſeines Fleißes, ſeiner Geſchiedenheit von denen, die mit ihm gleichen Standes und Alters waren? Antwort: der künftige König. Nun — wenn Alle, die mit großen Geiſtesanlagen ſich

ausgerüſtet fühlen, ihren jugendlichen Bemühungen um Kultur und Kenntniſſe den Zweck eines Napoleons unterlegen, woher Kronen und Throne zum Lohn ihres unermüdeten Strebens nach dem höchſten menſchlichen Wiſſen? Der Himmel bewahre Jeden, der auf der Bühne die Rolle eines Königs mit Beifall ſpielt, vor dem Gedanken, ſich einſt noch gekrönt zu ſehen, ſonſt würden unſre wirklichen Könige unaufhörlich in Gefahr ſein, mit der Majeſtät das Leben zu verlieren. — Einmal hat die Glücksgöttin Bonaparten zum erſten Liebling erſehen, und ihm den höchſten ſeiner Wünſche gewährt. Er iſt Frankreichs Kaiſer. Jetzt bleibt für ihn alſo nichts weiter übrig, als daß er das unermeßliche Geſchenk aus Fortunens Hand ruhig und bis zu Neſtors Jahren genießt, die Millionen ſeiner Unterthanen nach den weiſeſten Geſetzen regiert, ihnen den Frieden von innen und außen ſichert, und wo möglich den individuellſten Wohlſtand in ſeinem weitläufigen Staate verbreitet. Nunmehr werden wir uns auch in ſeiner Perſon den vergnügt- und zufriedenſten aller Götter der Erde denken können! — Weit gefehlt, wenn wir Napoleon mit der Kaiſerwürde erſättiget glauben. Noch ſind ſeine Verdienſte nicht hinlänglich belohnt, noch hat ſein Werth Anſprüche auf neue Vorrechte. Italien, das durch Napoleons Feldzüge ſo hoch beglückte Italien, in deſſen Umfang er der Stadt und dem Staat Venedig bereits wohlthätige Beſuche abgeſtattet, und dem heil. Markus, nachdem er ſich deſſen Zecchinen verſichert, dem Haus Oeſterreich überlaſſen hat; Italien, daraus Bonaparte einen König und einen Großherzog vertrieben, dagegen ein neues Königreich und die cisalpiniſche Republik ſich erheben ließ, hatte des Danks noch zu wenig an ſeinen Glücksbeförderer dadurch entrichtet, daß

man ihm das Ruder der neuen Republik feierlichſt in die Hände gab. Dabei war auch der Umfang dieſes Landes nicht weitläufig genug, als daß ein neuer Beweis der Erkenntlichkeit das Auge der Welt ganz an ſich gezogen hätte. Der Alexander unſrer Zeit warf alſo das Netz aus, und ſiehe, das reiche Genua blieb darin hangen. Mailand hatte eine eiſerne Krone, aber keinen Kopf, auf den ſie paßte. Nur dem Haupte Napoleons war ſie angemeſſen. Jetzt war der König fertig und aus der Republik trat ein Königreich hervor. Sonſt pflegten ſich Republiken für Freiſtaaten zu halten, darin das oberherrliche Joch nicht, wie bei unumſchränkten Regierungen, alle Augenblick fühlbar ſei. Selbſt Frankreich ſchaffte deßwegen die königliche Gewalt ab. Und Napoleon's Looſung war: Vertheidigung der Freiheit. Wie ſehr ihm damit Ernſt geweſen, beweiſet ſeine Metamorphoſe aus dem Oberconſul in den Kaiſer. Freilich mehr bloße Veränderung des Namens und der Würde, als der Macht, denn ſchon war dieſe auf ſeine Perſon concentrirt. Indeſſen ſah er, als erſter Diener des Staats, ſich doch noch hie und da beſchränkter, als es ſeine Ambition und unbegränzten Abſichten billigen konnten. Ob wir dem Kaiſer Frankreichs zu nahe treten, wenn wir ihn übertriebenſter Ehrgier beſchuldigen, darüber mag ſein Betragen gegen ganz Europa, gegen Frankreich ſelbſt, entſcheiden. Wie benahm er ſich gegen das Letztere, ſeitdem es nicht hindern konnte, daß ſein Oberconſul durch den von ihm ganz abhängigen Senat ſich das Diplom als Kaiſer, ausfertigen ließ? Kann ſich dieſes Reich ſeitdem nur einer Minute lang des Glückes, das allein der Friede gewähren kann, rühmen? War's nicht ſchon des

Oberconſuls erſte Pflicht, der Wiederherſtellung des innern Wohlſtandes dieſes großen Staates alle Sorgfalt und Aufmerkſamkeit zu widmen? konnte aber dem als unumſchränkter Beherrſcher berufenen Kaiſer etwas heiliger ſein, als ſein Volk im Genuſſe der Früchte des Friedens ungeſtört zu laſſen, und dem Pflug und Handwerkern die dort nöthigen Hände wieder zu geben? Hing vielleicht das glückliche Loos der Franzoſen von dem Felſen Malta ab, auf dem ſich die Engländer jetzt feſtgeſetzt hatten? Wir wollen das zugeben. Allein, wenn die Sache ganz darauf ankommt, warum rüſtet Napoleon keine den Engländern gewachſene Flotte in Toulon, Genua, Marſeille u. ſ. w. aus, um dadurch jene Steinmaſſe zu bezwingen, die er 1798 (freilich auf dem Wege der Verrätherei) in zweimal 24 Stunden einnahm. — Wenn doch noch einmal ſo gute Freunde von Bonaparte, wie damals, auf Malta wären, gewiß daß er ſeinen unbezwinglichen Heldenmuth lange ſchon daran gewagt hätte. Jetzt aber ſind's Engländer, die dieſen Poſten vertheidigen. Hier fällt mir Jemand ein, und ſagt: Iſt es nicht unendlich rühmlicher für den Kaiſer der Franzoſen, lieber die engliſche Nation im Herzen anzugreifen und ſo zu demüthigen, daß ſie Malta nicht allein, ſondern alle ihre Beſitzungen in Oſt- und Weſtindien, an Frankreich abtreten, eine von Napoleon's Willkühr beſtimmte Regierungsform annehmen, ihre Schätze dieſem ausliefern, und als eine untergeordnete Macht, wie Holland, Schweiz, Italien, dieſem Weltenbezwinger zu Gebot ſtehen muß? Daß der neue Kaiſer hierin Wunſch und Zweck vereinige, ſagen uns alle öffentlichen Nachrichten aus ſeinem und ſeines Volkes einſtimmigem Munde. — Welch ein ungeheurer Entwurf! Als ob

— wenn er auszuführen wäre, die übrigen mit England in Verbindung geſtandenen Länder gelaſſen zuſehen könnten, daß der unerſättliche Eroberer die Millionen, welche der Hand und dem Kredit der Engländer anvertraut ſind, an ſich reiße, unbekümmert, wie es der ganzen, wenigſtens europäiſchen Welt, deren Eigenthum von dem franzöſiſchen Abgrund verſchlungen worden, in Zukunft ergehe. Die von Napoleon auf die Landung in England verwendeten Millionen, ſind zwar dem mindeſten Theil nach aus dem franzöſiſchen Staatsſchatze genommen. Holland, Hannover, Hamburg und Andere können uns am beſten belehren, welchen Mitteln die Boulogner Landungsflotille ihr Daſein zu verdanken hat. Demungeachtet mußte dieſes halsbrechende Wageſtück in die Finanzen des neuen Kaiſerthums beträchtliche Lücken machen. Dieſe ſollen mit Britanniens Reichthümern ausgefüllt, und dann das Vaterland der großen Nation zum Mittelpunkt aller Schätze und Glückſeligkeit der Erde gemacht werden. Daß Georg III. ſeinem älteſten Sohn, dem Prinzen von Wales, den Thron ſogleich abtreten, dieſer ihn aber als Vaſall von Frankreich nur beſteigen und nach Napoleon's Vorſchrift allein das Regiment führen muß, verſteht ſich von ſelbſt, wenn, wohlgemerkt, Frankreichs Genius, nicht zu der Landung den Kopf ſchüttelt. Folglich hätten wir nun den Fall, wo dem Wunder der Welt, Napoleon, alle Reiche die Thore öffnen, alle Könige die Kniee beugen, die geſammte Menſchheit huldigen müßte. — Wie? Und das ſollte der Plan des franzöſiſchen Gewalthabers ſein? Warum nicht, liebe deutſche Mitbürger! Wir könnten euch an das offene Geſtändniß der ſogenannten großen Armee, die ſich ſolcher Wunderdinge ungeſcheut

rühmt, verweiſen. Doch nein, die That mag ſelbſt zu eurer Ueberzeugung reden. Man erinnere ſich an die in allen Zeitungen erzählte hyperboliſche Rede, womit Napoleon ſeinem Heer den Zug nach Deutſchland im vorigen Auguſt ankündigte. „Mit meiner Rechten, ſagte er, will ich den deutſchen Kaiſer demüthigen, und mit der Linken England bändigen.“ Auf einer Seite ſetzte ihn ſein Glücksſtern in den Stand, daß er Wort halten konnte. Das Verhängniß verkettete Umſtände, die dem Napoleon in das Herz von Oeſtreich den Weg bahnten und ſeiner Fauſt einen erſchütternden Stoß an dieſe erſte deutſche Macht erleichterten. Ob ſchon daher ein Theil der Erniedrigung Deutſchlands abzuleiten ſei, darüber ſind freilich die deutſchen Köpfe nicht einig. Der größte Theil der öſtreichiſchen Erbländer gehört nicht zu Deutſchland. Folglich ſieht dieſes gleichgültig zu, was auch jene für ein Schickſal treffen mag. Ueberdieß betrachtet ſich Oeſtreich ſelbſt, wegen ſeiner erhabenen Vorzüge und Freiheiten, mehr für einen ſelbſtſtändigen Staat, als für einen integrirenden Theil des römiſchen Reiches. In ſo ferne wäre denn der letzte Einfall der Franzoſen in die deutſchen Staaten der öſtreichiſchen Monarchie, bei einer Erniedrigung Deutſchlands nicht in Anſchlag zu bringen. Man richte jedoch den Blick auf die Umſtände, welche den franzöſiſchen Einmarſch in Deutſchland begleiteten und auf die Folgen des Feldzugs gegen die Oeſtreicher, ſo wird das tief geſunkene Deutſchland offen vor uns liegen. Napoleon führt ſeine Völker über den Rhein. Ohne Zelt, Mundvorrath und andere Nothwendigkeiten, die der Krieg für Mann und Pferd unentbehrlich macht, betreten ſie den deutſchen Boden. Wer wollte ſich

ſeinen Hunderttauſenden widerſetzen? Baden und Württemberg, Frankreichs Nachbarn, erhalten den erſten Beſuch. Wie wohlgemeint und freundſchaftlich dieſer ablief, darüber leiſten die lauten Klagen jener Länder die Gewähr. Freſſen, Saufen, Raub und Weiberſchänden, waren Tagesordnung der franzöſiſchen Armee. Die Kurhöfe, Baden und Württemberg hatten zwar ihre Länder durch ein abgedrungenes Bündniß mit der Krone Frankreich zu retten geſucht? Wie wenig waren ſie aber dadurch gebeſſert? Höchſtens wurde durch dieſes traurige Mittel Sengen und Brennen verhütet. Uebrigens mußten ſich beide Fürſten an Napoleon's Freundſchaftsverſicherungen genügen laſſen, und ihre Geſinnung ganz nach ſeiner Pfeiſe ſtimmen. Welche ſchwere Ueberwindung eine Lage dieſer Art, dem wahren Vater ſeines Volks, Badens weiſem Kurfürſten, koſten müſſe, iſt leicht zu begreifen. Auch mußte es das Herz des Kurfürſten von Württemberg empören, als General Ney mit einer anſehlichen Macht vor Stuttgarts Thoren erſchien, dieſe Reſidenzſtadt in Belagerungsſtand ſetzte und durch Uebermacht den Einlaß ertrotzte, dem auf der Stelle die drückendſten Requiſitionen nachfolgten, daher das bedrängte Land zwiſchen Freund und Feind keinen Unterſchied kannte. Jetzt ſehen wir alſo zwei der erſten Reichsſtände außer Thätigkeit, und mit ihnen ganz Schwaben in franzöſiſcher Gewalt. Napoleon durfte nur ſeine verſchiedenen Haufen zuſammenziehen und den Feind bei Ulm aufſuchen, denn bisher hatte derſelbe nicht das mindeſte Hinderniß zu bekämpfen. Für bloße Vorſtellungen hatte ſeine Hoheit kein Ohr, und außer der öſtreichiſchen Macht bei Ulm, ſtellte ſich ihm kein Feind in den Weg. Preußens neutrales Gebiet war ihm freilich

verwehrt. Allein es ſtanden keine Mannſchaften zur Vertheidigung jener Gegenden da. Es wurde ſich nicht lange beſonnen. Der Marſch ging vorwärts, und Napoleon brachte ſeine Völker da, wo er ſie haben wollte, zuſammen. Der fränkiſche Kreis, durch welchen die ſogenannte gallobataviſche Armee den Zug nahm, hatte entſetzliche Laſten von dieſen humanen Gäſten zu tragen. Doch ging dorten das Ungewitter noch eine Zeitlang vorüber. Die Reihe kam jetzt an Baiern. Sobald das Glück den Oeſtreichern bei Ulm den Rücken gekehrt hatte, zogen die Schaaren der großen Armee, ſiegprangend in dieſen Kreis ein. Als Maximilian's Verbündete, wurde ſich aller ſchonenden Mäßigung zu Frankreichs Kohorten verſehen. Napoleon's Sprache und Erklärungen an dem Münchner Hofe waren viel zu ſanft, als daß irgend ein bairiſcher Einwohner von ſeinen bald erfolgenden unerhörten Bedrängniſſen, ſich etwas konnte ahnen laſſen. Nie wurde aber die Menſchheit, unter dem Ausdruck der Freundſchaft, boshafter als dießmal getäuſcht; nie das Land eines verbündeten Fürſten ſchändlicher, als dießmal die kurbairiſchen Staaten, behandelt. Faſt gerieth man auf den verzweifelten Gedanken, Maximilian habe ſeine Erbländer, ſich ſelbſt und ſeinen ganzen Hof, Frankreichs unumſchränkter Gewalt unterworfen. Ungeheure Lieferungen aller Art waren das erſte Wort, womit man Städten und Dörfern in Baiern, das Compliment machte. Nach dieſem traurigen Willkomm eilte der Soldat wie ein ausgehungerter Wolf auf ſein angewieſenes Quartier zu. Sonſten pflegt der Hunger keine Speiſe zu verachten, hier forderte er Leckerbiſſen zu ſeiner Befriedigung. Kaum war der Franzoſe aus ſeinem Neſt, als er ſich ſchon nach Kaffee, Wein, Liqueur, Braten und

Eingemachtem umſah. Noch dampfte der Fraß aus ſeinem geſpannten Wanſte, da er ſich zum Mittageſſen niederſetzte, und wenn nicht köſtliche Zubereitung der Speiſen auf's Neue ſeinen Appetit reizte, Wirth und Wirthin auf das Infamſte mißhandelte. Unter fortgeſetztem Schwelgen kam der Abend herbei, und da wurden dann neue Verſuche zum Dienſte des Bauches, bis zum eckelhafteſten Speien, gemacht. Ein einziger elender Kriegsknecht, der in Friedenszeiten alle ſeine Lebensbedürfniſſe mit zwei Groſchen beſtreiten muß, erforderte jetzt täglich drei bis vier Gulden zu ſeinem Unterhalt. Wem nur zwei dieſer Wölfe in Menſchengeſtalt zugetheilt waren, der mußte binnen vier Wochen einen Beutel mit 200 Gulden rein geleert ſehen. Man darf daher mit völligem Beſtand der Wahrheit annehmen, daß die bairiſchen Erbländer ſeit ſechs Monaten durch die franzöſiſchen Quartiere eben ſo viel erlitten haben, als wenn ſie eine Armee von 200.000 Köpfen, bei ſonſt gewöhnlichem Solde, viele Jahre hindurch hätten unterhalten müſſen. Tief unter der Niedrigkeit des Thiers ſtand die viehiſche Wolluſt der franzöſiſchen Ausgelaſſenheit. In mehreren bairiſchen Städten kamen die gehäſſigſten Auftritte zum Vorſchein. So erzählt man z. B. von Paſſau, daß verſchiedene Weibsperſonen in Pferdſtälle gelockt, daſelbſt auf den Tod geſchändet, dann auf dem Karren weggeführt und begraben worden. Sollten dieſe unglücklichen Opfer einer mehr als viehiſchen Wolluſt auch ganz Laſter geweſen ſein, ſo iſt's Schauder für die Menſchheit, von Gliedern einer Nation, die ſich die Große (doch vermuthlich auch in moraliſcher Hinſicht?) ausſchlußweiſe nennt, Handlungen bemerken zu müſſen, die ſelbſt am roheſten Barbaren den Menſchen verkennen laſſen. Unaus-

bleibliche Folgen einer von den franzöſiſchen Befehls-habern abſichtlich vernachläſſigten Kriegszucht, wo-durch dem gemeinen Soldaten jede Mißhandlung des Bürgers und Landmannes nachgeſehen, ſogar in den Staaten von Napoleon's erſten Bundes-genoſſen nachgeſehen wurde. Wo konnte der vor den Altären des Bachus ſeiner Vernunft beraubte Krieger anders hintaumeln, als in die Tempel der Cypria, wo tauſende einem fürchterlicheren Tod, denn ſelbſt auf dem Schlachtfeld, in die Senſe fielen. Dieſen Ausſchweifungen fehlt es zwar nicht an Vertheidigern. Man beruft ſich zu ihrer Ent-ſchuldigung auf ähnliche Scenen, welche die Ge-ſchichte aller Kriege aufſtellet. Ja, man will be-weiſen, daß der Tapferkeit des Kriegsmanns durch Verſtattung mehrerer Freiheit, der beſte Zunder untergelegt werde. Das Gegentheil wäre leicht darzuthun, und längſt hat die Erfahrung gelehrt, daß der Schwelger beim erſten Mangel der Lebens-mittel, wofür gewißlich kein Krieg ſicher iſt, der hinfälligſte ſei, und überhaupt auf ausdauernde Feſtigkeit des Körpers keinen Anſpruch habe. Ge-ſetzt aber, es gebühre dem Soldaten nach einem mühſamen und gefahrvollen Feldzug eine Erholung, ſo muß erſt die Frage entſchieden werden, auf weſſen Koſten er dieſe verlangen könne? Höchſtens kann in Feindes Landen, dieſe Laſt auf die Ein-wohner fallen. Grauſamkeit aber und die bösartig-ſten Abſichten verrathen ſich, wenn der Unterthan eines verbündeten Fürſten, deſſen Sohn, oder Bluts-freund der Krone Frankreich ihre Siege neuerlichſt erringen half, und der entweder nie, oder mit Wunden bedeckt, aus dem Feldzug zurückkam, wenn, ſage ich, dieſer friedliche Unterthan, dem der Vor-rath an Getreide, Stroh, Fütterung durch unzäh-

lige Lieferungen abgepreßt worden, ſich zu einem Winter- und Kantonirungsquartier verdammt ſieht, davon man ſeit dem dreißigjährigen Krieg kein Beiſpiel hat. Damals lebte der Oeſtreicher unter Tilly und Wallenſtein gerade ſo, wie jetzt der Franzoſe, und wenn ſein Kaiſer ſich aus jenem Kriege nichts anmerkte, ſo hat er doch die damals übliche Unterhaltungsart eines Heeres, genau copirt. Männer, denen aller Glaube beizumeſſen, haben als reine Wahrheit verſichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Drangſale, worunter der bairiſche Einwohner ſeufze, die nachdrücklichſten Vorſtellungen geſchahen, mit kaltem Blut ſagte: „Das haben meine Leute nicht gethan. Es iſt Krieg, man laſſe mich in Ruhe und ſtöre mich nicht in meinem Plan.“ Schon im December des vorigen Jahrs, wird der Friede in Preßburg unterzeichnet, und von dem Augenblick an hat Oeſtreich Hoffnung, ſeiner Feinde los zu werden. Hätte Baiern nicht ein gegründeteres Recht, der Vortheile dieſes Friedens zu genießen? Dieſe konnten keine andern ſein, als daß das franzöſiſche Heer abgeführt, und das Land ferneren Bedrückungen enthoben würde. Gerade das Gegentheil erfolgte. Die Franzoſen ziehen ſich aus den Staaten des deutſchen Kaiſers, um ſich in Baiern feſtzuſetzen, und hier bei Freſſen und Saufen, ein durch lange Monate fortgeſetztes Siegesfeſt, mit dem Untergang aller Einwohner, zu feiern. Wenn hier vom Untergange die Rede iſt, ſo nehme man das Wort in ſtrengſter Bedeutung, und nicht als einen Ausdruck, der nur die Größe der Leiden, welche die Franzoſen über den bairiſchen Staat herbeigeführt, angeben ſoll. Noch ſind es nicht fünf Jahre, da ein feindliches Heer

der nämlichen Nation in dieſem Lande den Meiſter ſpielte. Und da zweifelt wohl Niemand, daß die damals den Einwohnern geſchlagenen Wunden binnen dieſer kurzen Friſt bei den wenigſten vernarben konnten. Der Landmann, des benöthigten Zugviehes entblößt, hatte kaum angefangen, ſich wieder mit Pferden und Rindern zu verſehen, als der, einem Einfall in allen Stücken gleiche Durchzug der Franzoſen demſelben dieſen wichtigen Theil ſeiner Habe wieder entzog. Betrug, Liſt, Gewalt boten einander hierin die Hände. Thränen und fußfälliges Bitten um Verſchonung, wurden mit Hohngelächter, oder mit Schlägen abgewieſen. Der Franzoſe gab ſich den Namen eines Retters von Baiern. Wahrlich eine Rettung, jener ähnlich, da der Kranke, welchen dieſer Arzt früher in's Grab geſchickt hätte, unter der Hand des andern bloß eines langſamern Todes ſtirbt. Wenn irgend mit der Freundſchaft ein Spott getrieben wurde, konnte er wohl bitterer ſein, als dieſer? Doch, es liegt ja in Napoleon's Plan, Deutſchland ſo zu entkräften, daß ihm für jetzt und die entfernteſte Zukunft von dieſer Seite nichts zu befürchten ſteht. Er wählte dazu verſchiedene ſehr ſchickliche Wege. Fürſtliche Häuſer deren Hoheit ſich aus dem graueſten Alterthum herleitet, aus deren einem, längſt ſchon Kaiſer und Könige hervorgingen, wurden mit der Familie Bonaparte's durch die engſten Bande des Blutes verknüpft, und ſchon ſteht Frankreichs Herrſcher, mit Baden, Baiern, Schweden und Rußland in naher Verwandtſchaft. Damit nicht zufrieden, bot er Baiern und Würtemberg die Krone an, wozu der deutſche Kaiſer in dem letzten Frieden ſeine Einwilligung geben mußte. So hat nun Deutſchland zwei Königreiche

in ſeinen Grenzen, die doch durch den Lüneviller Tractat ſo ſehr verengert wurden. Daß ein königlicher Hofſtaat ungleich größeren Aufwand, als der kurfürſtliche, zur Folge habe, iſt auch dem gemeinſten Kopf begreiflich. Man weiß, daß ein ſicherer großer Hof als Staatsmaxime es anſah, der Erhebung Preußens zu einem Königreich ſich nicht entgegen zu ſetzen, weil das zu einer anſehnlichen Macht herangewachſene Haus Brandenburg dadurch in ſeinen Finanzen geſchwächt werden ſollte. In unſern Zeiten gibt es Schriftſteller, welche aus Preußens Beiſpiel zu beweiſen ſuchen, daß Baiern an Unterthanen und Einkünften, jenem, in Vergleich mit Friedrich's I. Periode, weit überlegen ſei, und eben daraus den Schluß machen, daß Maximilian Joſeph ſeine Erblande mit größtem Recht zu einem Königreich erheben könne. Haben dieſe Männer aber alle Umſtände hinlänglich erwogen, wenn ſie den Anfang des 18. und des 19. Jahrhunderts geradehin in Parallele ſetzen? Haben ſie nicht vergeſſen, daß vor jetzt hundert Jahren, tauſend Gulden ſo viel, als nun viertauſend ausrichteten? War Preußen bei ſeiner Verwandlung auch mit einer ſo ungeheuren Schuld, als das heutige Baiern, belaſtet? Und wenn Friedrich's I. Nachfolger den prachtvollen Hofſtaat ſeines Vaters fortgeſetzt hätte, wie würde es alsdann um ſeine Finanzen ausgeſehen haben? König würde er freilich geweſen ſein, aber ohne Schatz, ohne bedeutende Kriegsmacht. Erſt durch Friedrich Wilhelm's I. Sparſamkeit, und den Heldenmuth ſeines Thronfolgers, machte ſich Preußen von allem fremden Einfluß unabhängig. Dabei iſt nicht zu überſehen, daß Preußen ein doppeltes Verhältniß gegen das deutſche Reich hat, davon es den Umſtänden nach

Vortheil ziehen kann. Vor allem laſſe man nicht aus der Acht, daß Friedrich I. keine franzöſiſche Armee im Lande hatte, als er ſich 1701 zu Königsberg die Krone aufſetzte. Den Königreichen Baiern und Württemberg mußte erſt die Schlacht bei Auſterlitz den Ausſchlag geben. Dieſe auf Frankreichs Seite verloren, und nie wäre in München und Stuttgart an eine Krone gedacht worden. In dem kurzen Zeitraum von vier Wochen, ſind beide neue Königreiche herangereift. Hier bleibt nun Baiern und Württemberg weit hinter Preußen zurück. Dort ſtand das königliche Diadem in der Willkühr des Kurfürſten von Brandenburg, hier muß es von dem Manne gegeben und genommen werden, dem das Glück ſelbſt erſt vor ſechszehn Monaten unter den Gewaltigen der Erde eine Stelle anwies. Tief fühlt die Bruſt des Deutſchen den unverträglichen Gedanken, zwei der erſten Reichsfürſten in einer Standeserhöhung zu wiſſen, die bloß auf das gute Glück Napoleon's berechnet iſt. Ob das Wahrheit iſt? Ja, lieber deutſcher Mitbruder, richte deinen Blick vor- und rückwärts, ſo leuchtet dir die Wahrheit darüber in's Geſicht, rückwärts liegt uns der zu Frankreichs unermeßlichem Vortheil in wenigen Wochen geendigte Feldzug, der nur ein Schattenbild der vorigen deutſchen Staatsverfaſſung übrig ließ, und die höchſte Gewalt im Reich, von Wien nach Paris überſetzte. Schon mußte der Kurfürſt-Erzkanzler franzöſiſche Verweiſe für Complimente annehmen, daß er die Klagen der gekränkten Reichsritterſchaft zur Dictatur brachte. Trauriger Beweis des tiefgeſunkenen Anſehens des erſten Reichsſtandes und der tiefen Erniedrigung des Reichs ſelbſt. Auf der andern Seite hat zwar Napoleon die Häuſer Baiern, Baden und Württemberg,

am Glücke des vorigen Feldzuges Theil nehmen laſſen und die von Oeſtreich abgetretenen Provinzen in Schwaben nebſt Tirol unter ſie vertheilt. Dadurch wurde er jedoch weder an dieſen drei Kurfürſten, noch am übrigen Reiche ein Wohlthäter. Nicht an Baiern, welchem er Tirol mit einigen vorderöſtreichiſchen Beſitzungen anwies. Wie kurzſichtig müßte der nicht ſein, welcher den ſchlauen König von Italien, darunter verkennen wollte, daß Tirol den Baiern zur Vertheidigung übergeben wird? Sollte es dem Kaiſer von Oeſtreich, wenn die Schmerzen des letztern Krieges geheilt ſind, künftig in den Sinn kommen, ſeine Rechte an Italien wieder geltend zu machen, und in dieſer Abſicht die Päſſe von Tirol durch ſeine Kriegsvölker betreten zu laſſen, ſo ſind nun die Baiern die Erſten, auf welche der Schlag fällt, und ihre Fauſt muß ſich dann mit der feindlichen meſſen. Unmöglich kann man übergehen, daß Frankreich nur vor wenigen Jahren die gefürſtete Grafſchaft Tirol für ein unbedeutendes, unergiebiges Gebirgland erklärte. Nun hat ſich die Sprache gewaltig geändert, ſo, daß man glauben ſollte, Baiern ſei durch dieſen Zuwachs allein fähig worden, den Titel eines Königreichs anzunehmen. Iſt es an dem, daß Tirol ſeinem Regenten nur eine mäßige Summe einbringt, ſo hat das königliche Haus Baiern ſich dieſes Erwerbes wenig zu erfreuen. Dieſes Land ſei aber noch ſo ergiebig, ſo erfordern die ſtarken Beſatzungen in demſelben, beträchtliche Summen, welche dem königlichen Aerarium zur Laſt fallen. Freilich wird von einem neuen Verkehr zwiſchen Baiern und Italien viel vorgeſpiegelt, und man ſagt Wunderdinge, die aus dem Markt von Botzen künftig werden ſollen. Beſonders tritt

Venedig auf, woher das Baierland, in kurzer Zeit, mit allen Producten der Levante und Italiens verſehen zu werden ſich Hoffnung zu machen habe. Welche Täuſchungen! kaum hinreichend den Ungeweihten zu blenden, viel weniger das prüfende Publikum hinter das Licht zu führen. Venedigs ganz zu Boden liegender Handel braucht viele unausgeſetzt glückliche Zeiten zu ſeiner Erholung. Nicht aber die Zeit allein, ſondern baare Summen, können dieſem vormals berühmten Handelsplatz wieder aufhelfen. Sind wohl von der franzöſiſchen Regierung ſolche Vorſchußgelder zu erwarten? Und ſelbſt auf dieſen Fall, müßte Frankreich auf dem mittelländiſchen Meer zuvor die Uebermacht haben, ehe Venedig die Producte von Welſchland und der Türkei an Deutſchland um einen lockenden Preis abgeben und von dieſer Seite den Alleinhandel an ſich ziehen könnte. Nehmen wir auch dieſen Fall an, ſo iſt der Gewinnſt offenbar für Frankreich berechnet, welches nach und nach größere Tyrannei mit den levantiſchen Waaren treiben wird, als jene, die es den Engländern mit den oſt- und weſtindiſchen Artikeln zum Vorwurf macht. Ein großes und untrügliches Vorſpiel davon iſt die in ganz Italien mit Beſchlag belegte Seide, womit Napoleon ſeine Fabriken auf's Neue beleben und durch dieſe die Herrſchaft über die Moden ſeinem Reich wieder zueignen will. Als noch vor ſechszig Jahren und darüber unermeßliche Summen für Seidenzeuge, Gold- und Silberborten, nach Lyon und Marſeille aus Deutſchland verſendet wurden, lachte der Franzoſe ſich die Fauſt voll, und es ward in Frankreich zum Sprichwort, daß es Herr der Welt ſei, ſo lang es über Kleidertracht und Moden die Herrſchaft beſitze. Seitdem ſich durch das Aufkom-

men vieler Fabriken und Manufacturen in Deutſch-land, worin die franzöſiſchen Putz- und Flitterwaa-ren den meiſten Abgang fanden, das Blatt gewendet, und England für ſeine Fabrikate ſich ſtärkern Abſatz bei uns verſchafft hat, iſt des franzöſiſchen Klage-geſchreies kein Ende. Die Britten, heißt es, ſind der Ruin der Welt; ihnen ſtrömt aus ganz Europa das Geld zu; ſie müſſen alſo vertilgt werden. Wer kann das aber zu Stand bringen? Niemand als Napoleon und die große Nation, die ſich ſchon drei Jahre mit dieſem großen Unternehmen beſchäf-tigen. Zum Beſten der Menſchheit, rühmen ſie ſich, die Freiheit des Seehandels herſtellen, und England deßwegen züchtigen zu wollen. Wer kann von dem für alle Schätze der Welt magnetiſchen Frankreich und ſeinem im Meere ungeheurer Ent-würfe ſchwimmenden Regenten eine ſolche Aufopfe-rung und Uneigennützigkeit jemals erwarten, daß ſie, um alle Völker zu beglücken, die Gefahren der Landung in England zu beſteben bereit wären? Hätte nicht Alexander, der ſeine Waffen nach Indien trug, mit eben dem Recht vorgeben können: er führe nur Krieg, um die Morgenländer mit den Sitten und der Weisheit der Griechen bekannt zu machen und ihrer Lebensart durch Cultur eine glücklichere Wendung zu geben? Die ganze vernünf-tige Welt iſt überzeugt, daß Napoleon, wären Britanniens Reichthümer in ſeiner Gewalt, für alle Nationen Feſſeln ſchmieden, und ſeine Befehle in den fünf Welttheilen gültig zu machen verſuchen würde. Wer noch in Deutſchland daran zweifelt, der prüfe Napoleon's Mäßigung in Kriegs- und Friedenszeiten nach unparteiiſchen Nachrichten. Traum iſt es demnach, wenn deutſche Köpfe ſich die Meinung beigehen laſſen, Frankreichs Krieg mit

England habe auch die Vortheile unſers Vaterlandes zum Zweck. Der franzöſiſchen Revolution ſchreiben wir mit Grund die jetzigen hohen Preiſe der im Seehandel begriffenen Waaren zu. Ihre letztere Erhöhung aber iſt unſtreitig von Napoleon veranlaßt. Ob England oder Frankreich den noch währenden See- und Landkrieg veranlaßt habe, gehört nicht in unſere Unterſuchung. Doch kann kein Unbefangener, dem es mit der heiligen Wahrheit ein Ernſt iſt, für Napoleon's Unſchuld das Wort reden. Kleinigkeit kann's wohl nicht heißen, wenn er einen Freiſtaat in Italien nach dem andern erſtlich zuſammenkettet und ſodann die ganze Maſſe in ein Königreich umgeſtaltet, darüber er ſich ſelbſt die Krone aufſetzt. Wenn ebenderſelbe die ſonſt glückliche Schweiz ihrer alten Verfaſſung beraubt, ihre Geſetze und Grenzen nach Gefallen ändert, die würdigſten Männer von der Regierung entfernt, und ihre Stellen mit Leuten ſeines Sinnes beſetzt, ſollte auch darüber gleichgültig hinweggegangen werden? Wenn er, gegen die gegebene tractatenmäßige Verſicherung, dem König von Sardinien für die ihm entzogenen Länder alle Schadloshaltung verſagt und auf die ernſtlichſten Vorſtellungen Rußlands in dieſem Punkt keiner Billigkeit Gehör gibt; wenn er endlich mitten im Frieden, den Herzog von Enghien in dem Gebiete des Kurfürſten von Baden, durch bewaffnete Schaaren aufheben, über den Rhein nach Frankreich ſchleppen und dort ohne Urtheil und Recht erſchießen läßt, ſollte Niemand ſich darüber befremden, keine Macht in Europa daran ſtoßen? Als Rußland über dieſen letztern Unfug Beſchwerde am Reichstag erhob, ſah ſich der weiſe Vater ſeiner Länder, der Kurfürſt von Baden, zu Gegenvorſtellungen genöthigt, wenn

er ſich und ſeine Staaten nicht neuen franzöſiſchen Gefahren ausſetzen wollte. Wie leicht hätte er in Hiob's trauriger Lage ſonſt ſagen müſſen: Er hat's gegeben, er hat's genommen. Schon der Conſul Bonaparte durfte ſich der Ehre rühmen, vier Kurhüte vergeben zu haben. Dafür konnte er von den damit gezierten Fürſten ſich alle Erkenntlichkeit verſprechen, und er gewann hiedurch zugleich einen Anhang im deutſchen Reich. Daß dieſe neuen Kurfürſten, etwa Salzburg ausgenommen, dem deutſchen Kaiſer kein Vergnügen brachten, iſt außer Zweifel. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß die deutſche Reichsverfaſſung dadurch einen wichtigen Stoß bekam, wobei das geſchwächte Oeſtreich gelaſſen zuſehen mußte, wie verſchiedene der angeſehenſten Höfe Deutſchlands für Frankreichs Freundſchaft gewonnen waren. Möchte doch dieſe Freundſchaft nicht den ſauren Schweiß und das Blut der Unterthanen bisher gekoſtet haben. Württemberg ſchlug ſeinen Schaden noch im vorigen Krieg auf ſechszig Millionen an. Wird Baierns Rechnung geringer ſein? Durch wen lief nun die Zeche ſo hoch hinan? Doch unfehlbar größtentheils auf Veranlaſſung franzöſiſcher Kriegsbeiträge und Einquartierungen. Indeſſen ſtanden damals die Heere Frankreichs als Feinde in Baiern und Schwaben. Dieſe Rückſicht machte ſelbſt die größten Laſten erträglich. Was war von dem Feind, der ſich des Landes bemächtigt hatte, Gutes zu erwarten? Dennoch hat Baiern durch jenen feindlichen Ueberfall unendlich weniger, als bei dem dermaligen Beſuch der Freunde, gelitten. Die allgemeine Stimme behauptet, daß der franzöſiſche Soldat aus einem Europäer in einen Kannibalen ausgeartet ſei. Ehedem wurde von dem Franzoſen geſagt, daß er bei

einem Schoppen Wein von Mittag bis zum Abend ſinge und pfeife. In dem Land wo der mindeſte Weinbau nicht Statt hat, in Baiern, wo man alle Weine mit den ſchwerſten Mauth- und Transportkoſten aus Franken, Oeſtreich, Ungarn beziehen muß, hier wo Tauſende von Eingebornen zwanzig Jahre und darüber erreichen, ohne einen Tropfen des edlen Rebenſaftes je gekoſtet zu haben, hier ging der Franzoſe in den unmäßigſten Trunkenbold über. Kaum war ſchon am frühen Morgen die Branntweinflaſche geleert und in dem Kaffeekeſſel der Boden zu ſehen, als ſchon der Braten, von Wein und Bier begleitet, auf dem Tiſch ſtehen mußte. Und in dieſer Ordnung wird ein Tag nach dem andern, unter Händeringen, Thränen und Verzweiflung der in Napoleon's Hände gerathenen Baiern, fortgeſchwelgt. Wenn irgend einem hieſigen Einwohner die Klagen der auf's Blut ausgeſogenen Hannoveraner übertrieben ſchienen, hat er nun gewiß durch eigene traurige Erfahrung ſeinen Unglauben abgelegt, daß es ihm jetzt ſelbſt am Ausdruck gebricht, das Elend des mit Kummer und Noth erfüllten Landes zu ſchildern. Kein Spinnengewebe iſt ſo unſtichhaltig als der Vorwand, unter dem Napoleon den langen drückenden Aufenthalt ſeiner Kriegsvölker in Baiern verſteckt. Bald ſoll Oeſtreich die Friedensbedingniſſe noch nicht alle erfüllt, bald die Ruſſen neue Feindſeligkeiten gedroht oder wirklich unternommen haben, und darum eine franzöſiſche Armee in Baiern nöthig ſein. Als ob es in Italien nicht Franzoſen genug zur Gegenwehr der Ruſſen gäbe? Fehlt es aber daran, warum werden nicht die den armen Baiern ſo läſtigen Kriegsleute an Ort und Stelle geführt, wo man ihrer bedarf? Was Oeſtreich

betrifft, ſo iſt es gewißlich, nach den letzt erlittenen Unglücksfällen, weit entfernt, durch einen Einfall in Baiern das Kriegsfeuer nochmals zu entzünden und ſeine Staaten neuen möglichen Verheerungen auszuſetzen. Alſo fallen die Entſchuldigungen des mit Baierns Untergang verknüpften, Aufenthalts des franzöſiſchen Heeres in dieſem Lande von ſelbſt weg; eines Heeres, dem man ſeine ganze Löhnung vorenthält, damit das Geld in Frankreich bleibe und nicht im Auslande verzehrt werde, oder beſſer, damit in Erfüllung gehe, was Napoleon den Hamburgern erklären ließ: Frankreichs Stärke beruhe auf Grund und Boden, und auf der Tapferkeit ſeines Volks, welches letztere nichts anders heißen kann, denn: Meine halbe Million Soldaten muß immer auf Koſten fremder Länder unterhalten werden. Ohne der Wahrheit den mindeſten Abbruch zu thun, darf man behaupten, daß keine Krone ſo viel gekoſtet habe, als die des Königs von Baiern. Die älteſte Tochter dieſes Fürſten, eine Prinzeſſin, die der Stolz aller hohen Häuſer in Europa geweſen, ihrem Blut nach keiner Fürſtin unſers Welttheils nachſtehend, mußte ſich an die Seite eines Beauharnois ſtellen, um den erſten königlichen Adel in Bonaparte's dunkle Familie überzutragen. Welch ein Opfer, von einem ſonſt zärtlichen Vater für eine Krone hingegeben! Bringt man dazu die Millionen in Anſchlag, welche das franzöſiſche Heer dem Staat gekoſtet, ſo iſt obige Behauptung vollkommen gerechtfertigt. Aus dem bisher erzählten Geſchichtsgang aber iſt ſonnenklar, daß Napoleon um König Maximilian in Baiern und deſſen Erbländer ſo wenig Verdienſte habe, daß man ſeinetwillen vielmehr die Annalen von Baiern mit Stellen verweben muß, welche

dem Leſer der ſpäten Nachwelt noch eine Thräne entlocken werden. Württemberg, das unglückliche Württemberg, reihet ſich an das vom Freund zu Grund gerichtete bairiſche Königreich. Auch hier gibt Napoleon's freigebige Hand eine Krone hin. Dagegen nimmt er ſich die Freiheit, die Grundſäulen des württembergiſchen Wohlſtandes niederzureißen, die Landſtände aus dem Wege zu räumen, und indem er den König gewiſſer landesfürſtlicher Obliegenheiten gegen die Repräſentanten ſeines Volks entbindet, das Intereſſe deſſelben mit den Abſichten des franzöſiſchen Hofes unauflöslich zu verknüpfen. Daß franzöſiſche Kriegsſchaaren auch in dieſem neugeſchaffenen Königreich, einem an ſich geſegneten und fruchtbaren Lande, ſich im Ueberfluß weiden dürfen, verſteht ſich von ſelbſt. Ein auffallender Zug von Napoleon's Charakter ſticht aus Württembergs neuerer Geſchichte hervor. Man weiß, mit welcher Wärme die württembergiſchen Landſtände ihre vom Kurfürſten angefochtenen Rechte und Würde zu behaupten geſucht, und wie nachdrücklich das Kabinet der Tuillerien jene unterſtützte. Warum? — Dazu müſſen doch hinreichende Gründe vorhanden geweſen ſein. Auf einmal ändert ſich die Sprache. Württembergs Kurfürſt, wird als ſouveräner, an keine Landſtände gebundener König erklärt, mit unumſchränkter Macht über ſeine Staaten. Napoleon, der hierüber die Gewährleiſtung übernahm, macht Württembergs König dafür zu ſeinem Alliirten (auf Deutſch Angebundenen), den er bei jedem Uebergang ſeiner Heere über den Rhein, nach Wunſch zu benutzen, alſo auch hier in Deutſchlands Eingeweiden durch deutſche Hände zu wühlen weiß. Seit Jahrhunderten mußte ſich Baden an Frankreich anſchmiegen,

wenn es nicht bei jedem Reichskrieg der Schauplatz ſchrecklicher Verwüſtungen werden wollte. Seine Lage und Selbſterhaltung machen dieſe Geſchmeidigkeit gegen die benachbarte franzöſiſche Uebermacht höchſt nothwendig. Durch die weiſe Regierung des jetzigen Kurfürſten erhoben ſich die badenſchen Lande aus der traurigen Lage, darein ſie unter den vorigen Fürſten gerathen waren. Auch wußte Karl Friedrich's Staatsklugheit während mehrerer, beſonders der letzten Kriege, allen Klippen auszuweichen, daran ein weniger erfahrener Steuermann Schiff und Ruder würde verloren haben. Durch den Frieden in Lüneville erhielt er unter allen ſchadlos zu haltenden Reichsſtänden die wichtigſten Vortheile. Derſelben nicht verluſtig zu werden, und franzöſiſchen Verheerungen Thür und Thor zu öffnen, blieb ihm keine andere Wahl übrig, als Frankreichs Bundesgenoſſe zu ſein. Könnten wir dieſer Zierde deutſcher Fürſten im Herzen leſen, ſo würden wir bald den Zwang entdecken, mit welchem er die franzöſiſche Partei ergriff. Dennoch erfuhren auch ſeine Staaten die Laſten und Unannehmlichkeiten der drückendſten Einquartierungen unbeſoldeter Franzoſen. Und nun, da der Enkel dieſes unvergleichlichen Kurfürſten zur Vermählung herangereift war, eilte Napoleon, eine von ihm an Kindesſtatt aufgenommene, Verwandtin dieſem Prinzen in die Arme zu bringen und auch in dieſen alten Fürſtenſtamm einen jungen franzöſiſchen Zweig zu impfen. Man ſieht demnach, daß Napoleon nichts umſonſt zu thun gewohnt, ſich jede Gefälligkeit bezahlen läßt, obgleich ſie ihn alle nichts koſten, da er ſeine Geſchenke von fremdem Eigenthum nimmt, und leider deutſchen Grund und Boden nach ſeinen Launen vertheilt. Betrachte man nur ſein Spiel

mit Salzburg und Würzburg. Kaum hatte Baiern von letzterem und Erzherzog Ferdinand vom erſtern Beſitz genommen, ſo muß dieſer hier die Regierung niederlegen, und Baiern das beträchtliche Fürſtenthum Würzburg ihm abtreten. Hoffentlich wird Salzburg nebſt dem ſogenannten Innviertel dem Königreich Baiern dagegen einverleibt? O das kam Napoleon nicht in den Sinn, denn es gehörte nicht zu ſeinem Plan. Für Ferdinand iſt zwar dieſe Ländervertauſchung ſehr tröſtlich, da ihm das Herzogthum Franken, oder das vormalige Hochſtift Würzburg, wenigſtens noch einmal ſo viel Einkommen, als das gebirgvolle Salzburg, gewährt, gegen welches Würzburgs anmuthsvolle Lage, königliche Reſidenz, und der daſige Stein- und Leiſtenwein ohnehin bei weitem den Vorzug hat. Nur Schade, daß der Kurfürſt-Erzherzog der Aufſicht, oder vielmehr Vormundſchaft des franzöſiſchen Kaiſers auch dort nicht entgehen kann, ſondern wohl noch mehr, als in Salzburg, auf deſſen Wink achten, und den neuangetretenen Staat für großmüthige Wohlthat Napoleon's erkennen muß. — Oeſtreichs Hoheit tief gebeugt, zwei Könige auf den Thron geſetzt, einen Bruder, Franz II., verſorgt, viermalhunderttauſend Streiter auf fremdes Gut und ſauren Schweiß lange genährt, zwei Drittheile von Deutſchland faſt an den Bettelſtab gebracht, Deutſche durch Deutſche gewürgt, welche Reſultate eines Feldzuges von drei Monaten! Setze man alles dieſes auf Rechnung der Weisheit und tiefen Einſicht des franzöſiſchen Imperators, oder auf die Tapferkeit ſeiner Krieger, oder auf Fügung eines unvermeidlichen Schickſals, genug, allenthalben erſcheint das deutſche Reich in dürftiger Blöße, die es nur ſo weniger

bedecken kann, je mehr Könige und Kurfürſten es in ſeinem Umfange zählt. Da ein großer Theil der letzteren ſich um Frankreichs Freundſchaft bewirbt, ſo geben ſie der franzöſiſchen Ueberlegenheit das feierlichſte Zeugniß, ſich ſelbſt und ihren Ländern zur wahren Demüthigung. Jeder patriotiſche Deutſche wird alſo den dermaligen Zuſtand ſeines Vaterlandes aus einem Geſichtspunkt anſehen, wobei er ſich deſſen Verfall und tiefe Erniedrigung nicht länger verſchweigen kann. Legt er ſich die Frage vor: Iſt's Ohnmacht der Deutſchen, die verheerende feindliche Durchzüge und Angriffe nicht abwehren können, ſo fällt die Antwort allerdings verneinend aus. Denn noch heute hat der deutſche Staatskörper kraftvolle Glieder, die jedem feindlichen Angriff gewachſen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben im Stande ſind. Woher aber dieſe Lähmung und Unthätigkeit? Ach! hier ſteht mir das Bild einer Armee vor den Augen, deren Anführer unter ſich ſelbſt nicht einig ſind, die dadurch dem Feind die Blöße zeigen und durch die Verſtimmung ihrer Geſinnungen ſich Tod oder Gefangenſchaft zuziehen. Dieſen Umſtand wußte Frankreichs Herrſcher mit dem glücklichſten Erfolg zu benützen. Daher ſeine Siege, ſein ganzes Uebergewicht auf dem feſten Lande. Hätten die größten Höfe in Deutſchland nur ſeit dem Lüneviller Frieden ihr wechſelſeitiges Intereſſe einer nähern Verbindung aufgeopfert, und die Sicherheit des deutſchen Staats durch unaufhörliche Spannungen dem Feind nicht ſelbſt verrathen, ſo würde er weder die ihm gelungenen raſchen Angriffe gewagt, noch ſeine Abſichten ſo geſchwinde erreicht und in dem erniedrigten Deutſchland ſo feſten Fuß gefaßt haben. Wie ferne

dieſes in der Wahrheit gegründet ſei, wird ſich aus dem Verfolg unſerer Abhandlung entnehmen laſſen.

Oeſtreich.

Hier ſehen wir Franz II. auf dem Throne, den einſt ſein Oheim Joſeph II. zierte, von deſſen Bildung die öſtreichiſche Monarchie ſich einen künftigen Thronfolger von tiefer Staatskenntniß und feſtem Charakter verſprach. Dem Kaiſer Joſeph war in der That alles daran gelegen, die Zügel ſeiner weitläufigen Staaten einſtens einem Regenten zu hinterlaſſen, der, ſchon durch ſich ſelbſt berathen, nicht ſowohl der Klugheit und Einſicht, als der Treue und des Dienſteifers ſeiner Miniſter bedürfte. Doch will man ſich allgemein bereden, Joſeph's Vollendung im Tode ſei früher erſchienen, als er die Bildung ſeines Neffen zur Reiſe gebracht hatte. Dem ſei wie ihm wolle. Franz hat ſeine guten Seiten, iſt treuer Gatte und glücklicher Vater einer zahlreichen Nachkommenſchaft. Zu einer Zeit, da die Gährung in Frankreich auf's Höchſte geſtiegen, und Ludwig XVI. nur noch der Schatten von einem König war, riß ein plötzlicher Hintritt Leopold II. aus dem Lande der Lebendigen. Zu früh für ihn ſelbſt, für ſeinen Sohn, für die Monarchie. Der Wiener wird darüber freilich den Kopf ſchütteln, da ihm ſein Genius in Leopold den Stifter alles, ſeit vierzehn Jahren dem öſtreichiſchen Staate begegneten, Unglückes vormalt. Ihm allein bürdet man in der Kaiſerſtadt den Krieg mit Frankreich auf. Seine kurze Regierung ſoll den ſchwächſten

Kopf verrathen, und Leopold gleich die erſten Monate derſelben durch einen mit der Pforte geſchloſſenen ſchändlichen Frieden bezeichnet haben. Die vom Monarchen gleich Anfangs geäußerten friedlichen Geſinnungen, ſind dem unruhigen Wiener verhaßte Merkmale, daß er nicht Luſt hatte, Eroberungen zu machen. Und doch war ſchon 1788, beim erſten Ausbruch des Türkenkriegs, eine außerordentliche Theurung, die ſelbſt einen gefährlichen Auflauf veranlaßte, entſtanden. Vermuthlich wurden jetzt nicht mehr ſo viel Lebensmittel, als ſonſt, aus Ungarn nach Wien zu Markt gebracht. Das ſogenannte Viertel Mehl ſtieg daher noch im Sommer dieſes Jahrs von 18 auf 43 kr. Laut erhob ſich darüber die Klagſtimme wider Joſeph, der im Lager bei Semlin ſich aufhielt und im November krank in ſeine Reſidenz zurückkehrte. Der Krieg hatte ſeinen Fortgang, und mit ihm hielt auch die Theurung an. Kaum war Leopold in Wien angekommen, ſo gab man ihm dieſes Uebel zu erkennen. Der Monarch wußte keinen beſſern Rath, als daß er dem weitausſehenden Türkenkrieg ein Ende machte. Damit erſchien auf der Stelle die wohlfeilere Zeit. Indeſſen konnte der undankbare Wiener ſeinem damaligen König nicht vergeben, daß er Belgrad abgetreten und keinen Verſuch auf Conſtantinopel ſelbſt gemacht hatte. Man muß wiſſen, daß die Hauptſtadt des türkiſchen Reichs nach der Wiener Geographie nur eine Tagreiſe von Belgrad entfernt iſt. Wenn Leopold die Thorheit ſeiner Wiener erfuhr, mußte er mehr zum Lachen, als Unwillen darüber, bewogen werden. Sein unvermuthet und plötzlich erfolgter Tod machte den Läſterungen wider ihn kein Ende. Jetzt erſt ſperrte das Wiener Publikum (man verſtehe den großen Haufen)

ſogar unter den Augen und Ohren des jetzigen Kaiſers ſeinen Rachen weit auf. Fremde, die ſich in Wien befanden, begreifen nicht, wie man die Verwegenheit tollkühner Tadler Leopold's ſo ungeſtraft hingehen ließ, da er doch Vater von Franz II. und durch ſeine Regierung in Florenz rühmlichſt bekannt war. Wenn man in Wien Gefahr lief, nur ein Wort von den öffentlichen Angelegenheiten verlauten zu laſſen, ſo konnte dagegen das unverſchämtſte Gewäſche den guten Leopold noch in der Gruft verfolgen. Und ſo noch heute. Wer in der öſtreichiſchen Geſchichte beim Tode Joſeph's nicht ganz fremd iſt, der weiß, in welcher bedenklichen Kriſe ſich dieſe Monarchie damals befand. Sollte nicht ein allgemeiner Aufſtand in Ungarn ſich erheben, ſo mußte der todtkranke Kaiſer noch zwei Tage vor ſeinem Ende die ungariſche Krone des heiligen Stephans nach Preßburg abführen laſſen. Böhmen war voller Unruhen. In Wien wurde auf die ſchmählichſte Weiſe von ſeiner Regierung geſprochen. Sein Tod, der dieſe beſchließen ſollte, war allgemeiner Wunſch. Ein Ausländer, welcher einmal hörte, die Krankheit Joſeph's fange an ſich zu beſſern, erzählte das ſeinem Wirth. Dieſer gab zur Antwort: O, wenn's an dem iſt, ſo ſind wir alle dahin! Man ſieht hieraus in welchen mißlichen Zeiten Leopold ſeine Regierung begann. Ungarn, Böhmen, Oeſtreich, erwarteten, nach ihren beſondern Verhältniſſen, jedes beſondere Wohlthaten von dem neuen Monarchen. Dieſem war das Feuer welches in Frankreich ſchon unter der Aſche glühte, bekannt genug. Das Murren der Niederlande zog ſeine Aufmerkſamkeit nicht minder an ſich. War es Leopold demnach zu verdenken, wenn er die Fehde mit den Muſelmännern

abbrach, um das Auge auf andere, wichtigere Gegenſtände richten zu können? Irrthum iſt es, zu glauben, daß man in Frankreich von der Einſicht und Staatsklugheit dieſes Monarchen ſich nur niedrige Begriffe gemacht habe. Man war in Paris nicht wenig beſorgt, es dürfte Leopold die von Ludwig XVI. angenommene, die Königswürde ſo ſehr herabſetzende neue Conſtitution ſich mißfallen laſſen. Doch nein, der Wiener Hof blieb dabei ruhig, und gab Frankreich die freundſchaftlichſten Geſinnungen zu erkennen. Die Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem König von Preußen in Pillnitz und die dort verabredeten Maßregeln konnten Leopold's Friedfertigkeit nicht zweideutig machen. Höchſt wahrſcheinlich belebte ſein Hintritt die Nationalverſammlung in Paris, das bisherige Geheimniß der Bosheit weniger zu verdecken und in Ausführung der zum Untergange des Königs gefaßten Entwürfe deſto raſcher zu Werk zu gehen. Die Jugend und Unerfahrenheit des jetzigen Kaiſers kam ihnen wenigſtens in ſo ferne zu ſtatten, daß ſie minder Bedenken trugen, ihre Kriegsanſtalten gegen das Reich zu richten, und den Krieg durch gehäufte Beleidigungen nothwendig zu machen. Das Feuer brach in helle Flammen aus. Man hoffte es bald, vielleicht in Frankreichs Herz, dämpfen zu können. Die Gluth verbreitete ſich aber im erſten Feldzuge ſchon bis Frankfurt am Main und in die Niederlande. Mit günſtigerem Erfolg führte Mars im folgenden Jahre den Sieger bei Martineſtin und Focſan, Herzog von Sachſen-Coburg, in's Feld. Gleich der Anfang ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen gewährte dieſem Feldherrn die Trophäen bei Neerwinden. Die Niederlande wurden vom Feinde geräumt, und die Eroberung dreier anſehnlichen

Feſtungen an Frankreichs Grenzen machte zum weitern glücklichen Fortgang der verbündeten Waffen ſehr angenehme Hoffnung. In dieſem Zeitpunkt war es, da der Herzog Feldmarſchall Sr. kaiſerl. Majeſtät Friedensgedanken zu erwecken ſuchte. Wie weiſe dieſer Rath geweſen, hat ſich in der Folge bewährt. Damals konnte Oeſtreich unter den vortheilhafteſten Bedingniſſen den Krieg mit Frankreich beilegen und da für die Erhaltung König Ludwigs und ſeiner Gemahlin ohnehin nichts mehr übrig war, gelaſſen zuſehen, wie ſich die Franzoſen unter einander ſelbſt aufreiben würden. Hier iſt nicht der Ort von den Gründen zu reden, die Franz II. zum Frieden beſtimmen ſollten. Wir wiſſen, daß die Fortſetzung des Krieges den Vorzug behielt. Der Basler Friede erfolgte, und da Preußen nun ſeine Macht vom Rhein abzog, drückten die Franzoſen deſto ſtärker auf Oeſtreichs Heere, die endlich in die kaiſerlichen Erbländer zurückgedrängt, kaum eine Belagerung von Wien aufhielten. In dieſen Unfällen mußte der Kaiſer wohl der Neigung zum Frieden Gehör geben. Er wurde in Campo Formio zu Stande gebracht und durch ihn zu Frankreichs heutiger Größe der Grundſtein gelegt. Bonaparte, der bis Gräz in Steiermark vordrang, hatte ſich ſelbſt der Kaiſerſtadt furchtbar gemacht und hier ziemlichen Schrecken verbreitet. Oeſtreich fehlte es jedoch nicht ſowohl an Mitteln, dieſen läſtigen Feind aus ſeinen Grenzen zu bringen, als an guten Gegenanſtalten und tüchtigen Heerführern. Es war nicht unmöglich, den kühnen Anführer der Franzoſen in einem gebirgigten Lande, voll enger Päſſe und Hohlwege, mit ſeinem Heer einzuſchließen und in das äußerſte Gedränge zu verſetzen, oder zu einer

ihm wahrſcheinlich, nachtheiligen Schlacht zu zwingen. Ob dem ſonſt unerſchrockenen Erzherzog Karl damals die Hände gebunden, oder andere Gründe vorhanden waren, die ihn lieber mit der Friedensfahne, als mit dem Degen in der Fauſt, nach Leoben, zu einer perſönlichen Unterredung mit Bonaparte beſtimmten, davon widerſprechen ſich die Nachrichten. Genug, Bonaparte konnte Steiermark und andere Provinzen des öſtreichiſchen Kreiſes, mit größter Bequemlichkeit, nebſt einer durch Brandſchatzungen wohl geſpickten Kriegskaſſe verlaſſen und auf dieſem Rückzuge die Schätze Venedigs noch damit vereinigen. So waren binnen dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren die zwei reichſten Goldgruben in Europa, Holland und Venedig, wo Indiens Reichthümer zuſammengehäuft lagen, unter franzöſiſchen Händen, die jetzt mit leichter Mühe wegſchleppten, was von andern ſeit Jahrhunderten mit unbeſchreiblicher Anſtrengung und Gefahr aus den entlegenſten Welttheilen herbeigeholt worden. Solche wichtige Eroberungen hatten nicht nur auf die Beruhigung der Gemüther im innern Frankreich, ſondern auch auf den guten Willen des Heeres den ſtärkſten Einfluß. Bürger und Soldat banden ihre Hoffnung an das Waffenglück, durch deſſen Begünſtigung die Sachen der Franzoſen bisher eine ſo erwünſchte Wendung genommen hatten. Deſto weniger ließ ſich von der Mäßigung derſelben, nach einem Frieden erwarten, der ihnen ausnehmende Vortheile einräumte, und Oeſtreich geſchwächt, das deutſche Reich aber in ſeiner Blöße darſtellte. Verſtändige ſahen bald ein, daß die Ruhe von kurzer Dauer ſein würde. Daß Oeſtreich, bei erſter Gelegenheit, wieder auf dem Kampfplatz erſcheinen dürfte, ließ

ſich allerdings vermuthen, denn der Tractat bei Campo Formio ſelbſt war zu ſchwankend, als daß er nicht den Zunder zum neuen Kriegsfeuer abgeben ſollte. Der Uebermuth der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Wien, wodurch ein ſo gewaltiger Lärmen angefacht worden, ſchien zwar nur auf den rohen Pöbel zu wirken. Wer konnte jedoch zweifeln, daß nicht auch die Regierung etwas davon in Petto behalten habe? Noch am Ende des Jahres, das dieſen Tumult erzeugte, ertönte die Sturmglocke zum neuen Krieg. Paul I. ſchloß ſich an Oeſtreich näher an und ließ unter ſeinem berühmten Feldherrn Suwarow ein beträchtliches Heer in Italien einrücken. Als er dort anlangte, hatten zwar die Oeſtreicher ſchon einige Vortheile über die Franzoſen erhalten, jedoch Suwarow's Feuer und Kriegserfahrung konnten erſt die feindliche Macht beſchränken und Frankreichs Uebergewicht in Italien demüthigen. Beinahe ganz Italien wurde in dem Feldzuge 1799 von den Franzoſen verlaſſen. Schon ſah man in Wien den Horizont ganz aufgeklärt, ſchon überließ man ſich den ſtolzeſten Hoffnungen, als durch das den Ruſſen in der Schweiz begegnete Unglück die Ausſichten wieder getrübt wurden. Der Schlag war freilich von höchſt nachtheiligen Folgen begleitet. Doch würden dieſe zu verbeſſern geweſen ſein, wenn die zwiſchen Karl und Suwarow entſtandenen Mißhelligkeiten dem längern Beiſtand der Ruſſen kein Ziel geſetzt hätten. Die Eiferſucht, mit welcher ſchon in vorigen Jahren die Oeſtreicher die gute Sache ihres Monarchen am Rhein und in den Niederlanden rückgängig machten, wurde nun auch gegen die Ruſſen an den Tag gelegt. Als ob eigene Ehre nicht bei der Ehre eines Andern beſtehen könnte, hat ſich ſeit längeren

Zeiten eine kleinliche Tadelſucht der öſtreichiſchen Offiziere, und durch dieſe des ganzen Heeres bemächtigt. Gewohnt, von jeder Macht mit Verachtung zu ſprechen, wird auch ſelbſt dem Freund ſein wohlerworbener Ruhm mißgönnt oder geſchmälert. Jedes verlorene Treffen hat der Feind gegen die Oeſtreicher durch erkaufte Verrätherei gewonnen. Von ſeiner Tapferkeit und Kriegskunſt weiß man in Wien und bei der Armee nichts. Zur Probe, wie hoch man in der Kaiſerſtadt die Unüberwindlichkeit der kaiſerlichen Krieger anſchlage, mag Folgendes dienen: Als man 1792 zum Feldzug in Frankreich beträchtliche Vorkehrungen machte, wobei der kaiſerliche Hofkriegsrath bekanntlich das ganze Geſchäft zu leiten hatte, befand ſich unter den hier angeſtellten Officianten ein angeſehenes Glied, deſſen Name dem Leſer gleichgiltig ſein kann; dieſem dünkte es, man treffe der Anſtalten gegen die Franzoſen viel zu viel. Er ließ ſich daher alſo vernehmen: Ich begreife nicht, was die großen Vorbereitungen ſagen wollen. Man ſchicke zwei Regimenter ungariſche Huſaren, mit Peitſchen in der Hand, nach Frankreich, ſo hat der Spaß ein Ende. Sollte dieſe Anekdote von Jemand in Zweifel gezogen oder dahin gedeutet werden, es habe allenfalls einer von den ſogenannten Alltagsſchreibern auf dem Hofkriegsrath dergleichen Unſinn von ſich hören laſſen, dem kann man die Verſicherung geben, daß es ein Mann von Bedeutung, ein im kaiſerl. königl. Dienſt ſtehender gewiſſer Herr von *** geweſen, aus deſſen Mund die vorſtehende Rede gefloſſen, und daß ſie hier aus der Erzählung eines Freundes der Wahrheit, der ſelbige als Ohrenzeuge betheuerte, aufgenommen worden. Alle, die Wien geſehen und dort einige Zeit gelebt haben, müſſen

bezeugen, daß neun Zehntheile der Stadt, der nemlichen Meinung geweſen ſeien. Wird man ſich darüber wundern, wenn aus unlängſt erſt erſchienenen Schriften vom Befehlshaber der öſtreichiſchen Armee, General Mack, der thraſoniſche Ausdruck geleſen wird: Preußen könne mit 25,000 Koſaken im Zaum gehalten werden? Wenn der Chef eines großen Heeres, das aus dem Kern der kaiſerl. öſtreichiſchen Völker beſtand, ſich dergleichen Ausfälle erlaubt, wer wird's den Subalternen, deren mehrere von der Schneiderſcheere an innerhalb ſechs Wochen das Porte Epée hatten,*) verargen, daß ſich ihr Heldenmuth in ähnlichen Gaskonnaden (Windbeuteleien) hervorthut, oder wenn ſie bei offenen Tafeln an deren einer der Verfaſſer ſelbſt mitſpeiſte, ſich der belachenswürdigen Erzählung nicht ſchämen, es hätten zwei kaiſerliche Offiziere, die ſich zu Frankfurt am Main, im rothen Haus, zur Zeit der Feldzüge am Rhein befanden, durch Plackereien der zugegen geweſenen preußiſchen Offiziere beleidigt, zehn dieſer letzten beim Kragen ergriffen und ihnen einen kleinen Spaziergang zu Fenſter und Thüre hinaus angewieſen.

Was doch die, bei Bonaparte's Eintritt in Steiermark zu Wien aufgeſtellten Freiwilligen,

---

*) Es durfte z. B. die Mutter des jungen ungebildeten Menſchen nur vormals in einem gräflichen oder andern angeſehenen Hauſe zu Wien die Stelle einer Säugamme vertreten und durch dieſe hohen Verdienſte ſich in Gnade geſetzt haben, ſo war der Offizier, auf Empfehlung der Frau Gräfin oder Baronin, gleich fertig. Beſonders wo die Concurrenz um ſolche Stellen, wegen der Kriegsgefahr, von Seiten der Standesperſonen nicht allzu zahlreich geweſen. Anm. des Setzers.

denen Kaiſer Franz Medaillen austheilen und zu ihrer Ehre ein jährliches Feſt anordnen ließ, jetzo zu ihrer Entſchuldigung ſagen mögen, da ſie die letzte Beſitznahme der Kaiſerſtadt ruhig anſahen, ohne der Welt das geringſte Zeichen ihrer bei Wein und Bier hoch angeſchwollenen und unbezwinglichen Tapferkeit zu geben. Wären die letzten Kriegsauftritte in die Zeiten Joſeph's II. gefallen, ſo läßt ſich mit Grund muthmaßen, daß der Feind ſeinen Eintritt in die kaiſerlichen Erblande, vorzüglich aber in die Hauptſtadt, bei weitem theurer bezahlt hätte. Joſeph's Anſehen hielt ſeine Offiziere in Reſpekt und Dienſteifer, ſeiner Wachſamkeit entging kein Pflichtvergeßner, ſeine Belohnungen waren Aufmunterung, und ſeine Gegenwart dem Nachläſſigen höchſt gefährlich. Die Bemühungen des Monarchen zur Aufklärung und Verſtandesbildung der ſeinem Scepter gehorchenden Nationen konnten nicht ohne Frucht bleiben, wohin auch treue Anhänglichkeit an den Regenten und ächte Vaterlandsliebe gehört. Die Schmähſucht, womit man dieſes Kaiſers eingeführte Toleranz und andere Einrichtungen herabwürdigte, mußte zu toben aufhören, ſobald die vom Landesfürſten bezielten Vortheile zugegen waren. Joſeph beſchränkte weder in Wien, noch anderswo, die Freiheit des Bürgers durch Polizeianſtalten, die denſelben auf allen Wegen verfolgten. Jeder durfte ſeinen Freund ſprechen und ſprechen hören, wie ihm nur der Stoff zur Unterredung einfiel, oder an die Hand gegeben wurde. Ob auch ſchon durch dieſen Monarchen in dem Gottesdienſte nichts abgeändert wurde, ſo arbeiteten doch ſeine Geſetze dem groben Aberglauben entgegen, welchem die von ihm gegebene Cenſur- und Preßfreiheit unfehlbar den Untergang bereiten mußte. Noch iſt

zwar eine beträchtliche Anzahl von Köpfen in und außer Wien, welche die Freiheit, womit Joſeph das Forſchen und Denken begünſtigte, ſehr wohl zu gebrauchen wußten. Dieſer ſind jedoch viel zu wenig, als daß ihr Licht die unzähligen Winkel der Finſterniß beleuchten könnte, worin Unwiſſenheit und Nacht der Vorurtheile allen helleren Kenntniſſen den Eingang verwehren. Es iſt kein Irrthum, anzunehmen, daß jede mittelmäßige Stadt in Deutſchland wenigſtens eben ſo viel Gelehrte im eigentlichen Verſtande, als Wien, aufweiſen könne, von gereinigter Vernunft aber eine weit größere Anzahl, als dieſe erſte deutſche Stadt, beſitze. In hohen und niedern Zirkeln liefern die Freuden einer wohlbeſetzten Tafel, Unterhaltungen mit dem ſchönen Geſchlechte, und Beluſtigungen des Theaters die Materie zum Geſpräch. Wir berufen uns hierüber auf den launigen Verfaſſer der Briefe eines Eipeldauers an ſeine Vettern. Nie hat ein Schriftſteller ſein Original genauer copirt, nie in ſo treffenden Zügen geſchildert, als dieſer öſtreichiſche Rabener. Man frage nicht lange, woher dieſe Verſtimmung? Woher dieſer Mangel an ſoliden Kenntniſſen und an Wiſſenſchaften, die nebſt der Aufklärung des Verſtandes, zugleich dem Herzen edle Geſinnungen mittheilen? Kann wohl die unter jetziger Regierung angeordnete Cenſur, ohne dergleichen nachtheilige Folgen zu veranlaſſen, ihr Amt verrichten? Wenn gleich einige angeſehene Gelehrte, oder Herrſchaften in Wien, die beſten Werke unſers Zeitalters, ihrem Werth nach kennen und beſitzen, ſo bleiben doch viele tauſend Andere im Publikum, dieſer Hilfsmittel zu ihrer Belehrung beraubt, bei den Alltagskenntniſſen ſtehen und gehen, da ihre Einſicht nicht fortſchreitet, in der That hinter ſich.

Der kaiſerl. königl. Hof gründet zwar die unterdrückte Cenſurfreiheit und ſeine mit dem Bücherverbot genommenen Maßregeln auf die Vorgänge in Frankreich, woher noch vor kurzer Zeit allen Monarchieen der Untergang angedroht und allenthalben der Same zur Rebellion ausgeſtreut worden. Damit ließe ſich wohl die Einfuhr ſolcher zum Aufruhr rathenden Schriften, als gefährlich und unerlaubt, rechtfertigen. Allein das ſtrenge Bücherverbot hat offenbar noch ganz andere Anſichten zum Grunde, und unläugbar wurde das freie Bücherleſen zur Sache der Religion gemacht. War doch nach dem liberalen Urtheil eines vormaligen Wiener Profeſſors, dem der dortige Superintendent Fock eine Vertheidigung entgegenſetzte, ſelbſt die proteſtantiſche Religion eine Stifterin der Unruhen bei Unterthanen gegen ihre Obrigkeit. Was wird dieſer große Geiſt, desgleichen ſo viele ſind, erſt von den neuern Verſuchen Kant's, Fichte's, Schelling's, Reinhard's u. A., denen die bisherige Weltweisheit noch kein Genüge that, die daher als Reformatoren derſelben auftraten, ja ſich ſogar weiſer dünken als Ariſtoteles, der Stammvater aller glaubigen Philoſophen, was wird Hofmann (dieß iſt ſein Name) wohl von dieſen Neueren für Begriffe haben? Religion und Staat werden ihm durch dieſe Spitzköpfe, die überdieß alle Lutheraner ſind, in äußerſte Gefahr gebracht ſcheinen. Kein beſſerer Rath alſo, denn man vertilge ihre und ihrer Schüler gottloſe Schriften, man verriegle ihnen jede Thür, und laſſe Alle, die von dieſer Peſt angeſteckt ſein möchten, eine vieljährige Quarantaine halten, um gewiß zu werden, daß ſich das Uebel durch ſie nicht weiter verbreiten werde. Der zum Denken fähige Kopf muß es nothwendig ſchwer empfinden, wenn ihm, mit

unbarmherziger Hand, ſolche Schriften aus dem Auge gerückt werden, an denen er ſeine eigenen Kräfte verſuchen, üben und ſchärfen konnte. Unzufrieden mit dem Druck, der ihn in ſeiner Laufbahn hindert, legt er entweder ſeine fernere Kultur ganz bei Seite, oder fängt in der Stille an, ein Feind der vaterländiſchen Regierung zu werden, die ihn eines der erſten Rechte der Menſchheit, des Rechts, die Fortſchritte ſeines Zeitalters in den Wiſſenſchaften zu eigner Vervollkommnung zu benützen, verluſtig macht. Je mehr ſich die Zahl dieſer Unzufriedenen vergrößert, deſto größer wird die Gefahr des Staates, der eben durch die ſtrenge Unterdrückung der Freiheit im Denken, ſeine eigenen Grundſätze verdächtig macht. Und geſetzt, daß bei der unzähligen Menge von Schriften die von Zeit zu Zeit zum Vorſchein kommen, nicht wenige in die Welt treten, deren Leſen weder dem Verſtand, noch Herzen einige Vortheile gewährt, ſo kann auch dadurch noch kein Verbot begründet werden. Wo ſchon Kenntniſſe und Einſicht vorhanden, können dergleichen Arbeiten nie Eingang gewinnen, und jenen, die von gelehrtem Unterricht ſich keine Beſchäftigung machen, bleiben ſelbſt mittelmäßige Schriften völlig unbekannt. Wozu alſo ein ſtrenges Verbot? Zur Zeit, da Kaiſer Joſeph öffentlich bekannt machte, daß Se. Majeſtät es nicht übel nehmen würden, wenn man auch ſogar über Höchſtdero Perſon ſich Erinnerungen erlaubte, hat es nicht an Brochüren gefehlt, worin dem Monarchen anzüglich begegnet wurde. Joſeph ließ es dabei bewenden und Cenſur- und Preßfreiheit hatten nach wie vor ihren ungehinderten Fortgang. Die Perſon und Regierung des Kaiſers wurde von keinem anſcheinenden Volksaufſtand durch dieſe Freiheit angefeindet, wohl

aber durch eine gewiſſe Strenge, womit er ſeine Ungarn und Andere beſchränkte. Hätte der jetzige Kaiſer gleich bei Antritt ſeiner Regierung mehrere Grundſätze ſeines Oheims wieder in Gang gebracht und Joſeph's begünſtigte Freiheit zurückgerufen, vielleicht würde man nie von einer gefährlichen Abſicht gegen den Monarchen und den Staat etwas gehört, nie Schwert und Strang zu Erhaltung der Ruhe nöthig gehabt haben. Nichts kann als Staatsmaxime angenommen oder als Staatsgeſetz aufgeſtellt werden, worunter die Rechte einiger, geſchweige mehrerer Menſchen ſich gekränkt finden. Im Gegentheil gebietet wahre Staatsklugheit, daß die oberſte Gewalt immer in Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ſolche Maßregeln wähle, womit allgemeine und beſondere Zufriedenheit der Untergebenen beſtehen kann. Grauſamkeit iſt's alſo, dem freien Geiſt des Menſchen Feſſeln anzulegen, der doch nur in Abſicht gewiſſer bürgerlicher Verhältniſſe den obrigkeitlichen Geſetzen Gehorſam zu leiſten hat. Beförderte Geiſtesbildung gewährt dem Staate die beſten Bürger und dem Regenten den wärmſten Dank des edelſten Theils ſeiner Unterthanen. Ein Staat, deſſen phyſiſche Kräfte nicht von moraliſchen aufgewogen und durch dieſe unterſtützt werden, hat nicht die Hälfte der Hülfsmittel, die er zu ſeiner Erhaltung der fortſchreitenden Wohlfahrt bedarf. Auffallende Beweiſe liefern Spanien, Neapel, Portugal. Hat ſich dagegen Preußens Macht und Anſehen nur durch Friedrich's des Einzigen gewonnene Schlachten, oder durch Förderung aller Arten gelehrter Kenntniſſe gehoben? Wer das letztere läugnen wollte, müßte erwieſene Wahrheit widerſprechen. Perſonen, die ſich eine Zeitlang in Wien aufgehalten, werden ſich erinnern, daß ſie bei

Gelegenheit einer Aeußerung über dieſen und jenen Gegenſtand zur Antwort erhielten: das Syſtem will's ſo haben. Soll unter Syſtem ein zuſammenhängendes und wohlgeordnetes Staatsgebäude verſtanden werden, ſo iſt nicht zu begreifen, wie man in dieſem Gebäude das, was zu ſeiner Befeſtigung und Verzierung gehört, überſehen mögen. Ackerbau, Fabriken, Gewerbe und Handel ſind an ſich die wichtigſten Gegenſtände der Staatswirthſchaft, dieſe aber iſt ein Haupttheil jenes Syſtems. Laßt es dabei an Männern von tiefer Einſicht und ausgebreiteter Gelehrſamkeit fehlen, ſo gebricht's dem Staat an ſeiner erſten Zierde und an wahrer innerer Stärke. Man ſage nicht, es ſei genug, wenn die, ſo das Staatsruder führen, in Wiſſenſchaften geweiht und heller Denkungsart ſeien. Wird die Bemühung dieſer Männer nicht ſehr oft fruchtlos, wenn von ihnen herab die Stufenfolge der Kenntniß unterbrochen iſt, wenn ihre Subalternen nicht die Faſſungskraft haben, die nothwendig dazu gehört, den Geiſt der Geſetze und ausgehenden Verordnungen zu verſtehen und ſie wirkſam zu machen. Wolle, Stahl, Eiſen und andere in Fabriken bearbeitete Materialien laſſen ſich wohl durch Maſchinen behandeln. Allein mit Menſchen iſt es ganz was anders. Dieſe leiden keine maſchinenmäßige Einrichtung. Wenigſtens ſollten ſie nicht als Maſchinen durch Maſchinen behandelt, ſondern durch weiſe, wohlthätige Belehrungen für ihr eigenes Glück gewonnen, und ihnen zu dieſem großen Ziel die Bahn, ſoviel nur möglich, geebnet werden. Das kann nicht durch Maſchinen, ſondern durch Männer geſchehen, die mit dem Wunſche der Wohlfahrt ihrer Mitbürger hinreichende Kenntniß der Mittel und Wege verbinden, darauf ſie dazu gelangen können. Solcher Leute

können nie zu Viele in einem Staat ſein. Traurig iſt's im Gegentheil, wenn Civil- und Militärſtellen aus Mangel fähiger und verdienter Männer an Perſonen übergeben werden, in deren unaufgeräumtem Kopf und Herz Unwiſſenheit und verkehrte Leidenſchaften noch den Sitz haben. Der Regierungspräſident ſei die Weisheit ſelbſt, und der ihm beigegebene Rath beſtehe aus den erfahrenſten Gelehrten. Was iſt's, wenn die Werkzeuge, durch deren Hand ihre Anordnungen gehen, nicht genug geſchliffen ſind? Uebergebet das Heer dem tüchtigſten Feldherrn, und er habe keine Generale nebſt andern Offizieren, die ſeine Plane genau einſehen, die, ihrer Pflicht eingedenk, kein Blut und Leben ſchonen, er wird ſicher, woferne das Heer nicht ganz geſchlagen wird, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Haus gehen. Vielleicht entſchuldigt man in Wien dieſe Vorwürfe damit, daß ja dem Kriegsbedienten alle Bücher zu Erlernung der Kriegskunſt, und wer ſich Civildienſten widme, alle Schriften über Rechtshandlungen unverwehret bleiben. Das mag wohl richtig ſein. Damit aber iſt der Sache noch nicht gerathen. Kriegs- und Civilbeamte ſollen ja nicht handwerksmäßig, ſondern nach den Grundſätzen einer geläuterten Weltweisheit, die erſt Licht in alle Lehren bringt, womit dieſe Perſonen ihren Verſtand zu bereichern haben, das Nöthige erlernen. Wo iſt's unwillkürlicher, Ideen ſchnell und richtig zu verbinden, als im Krieg? Wo gefährlicher zu irren, als bei Auslegung und Anwendung der Geſetze, darauf der menſchlichen Wohlfahrt Alles ankommt? Man wähle eine geſunde Weltweisheit in beiden Fällen zur Führerin und es wird kein Anſtoß erfolgen. Wir reden hier nicht von der in Schulen und akademiſchen Hörſälen vorgetragenen Weltweisheit, nicht

von der Kunſt, nach den Regeln der Vernunftlehre einen Schluß zu machen. Auf dieſe Art müßten alle ſogenannte Studirte weltweiſe und aufgeklärte Köpfe ſein. Nur durch anhaltendes Leſen ſolcher Schriften, die uns mit den Gedanken geiſtvoller Männer bekannt und ihre Einſichten zu den unſrigen machen, bringen wir Kopf und Herz in die rechte Stellung — bringen wir es zu derjenigen Brauchbarkeit, die von jedem nützlichen Glied des Staats ſich fordern läßt. Hier nimmt der nach Vervollkommnung ſtrebende Geiſt keine abſolute Vorſchrift an, was ihm zu leſen erlaubt oder verboten ſei. Das erlaubte Buch thut ſeiner Erwartung gerade kein Genüge, er findet darin nicht, was er ſucht, die Schreibart iſt ihm zu dunkel u. d. m. Hingegen findet er den Verfaſſer des Verbotenen weit gründlicher, ſeinen Vortrag angenehmer, die Erklärungen lichtvoller, die Beweiſe ſchärfer. Nun dieſes ihm ſo theure Buch ſoll er nie zu Geſicht bekommen, als durch Recenſionen, oder wenn er's beſitzt, aus der Hand legen, warum? Es iſt durch die Cenſur verboten. Vor langen Jahren erſchien das bekannte Buch: Oeſtreich über Alles, wenn es nur will. Der Verfaſſer gibt ſich alle Mühe, darin zu zeigen was die Regierung thun müſſe, die kaiſerl. öſtreichiſchen Erbländer zu dem blühend- und mächtigſten Staat in Europa zu erheben. Wirklich hat er auch verſchiedene Winke, die ſich durch glücklichen Erfolg bewährten. Indeſſen ſcheint die Hauptſtadt Wien die Hälfte des Titels dieſer Schrift zum Motto genommen zu haben, nemlich, Oeſtreich über Alles! Dieſe Meinung hat ſich bei Hohen und Niedern ſo feſt geſetzt, daß ſchon ein kleines Achſelzucken Verdruß erregen, Widerſpruch aber die bitterſten Gegenwürfe veranlaſſen kann. Freilich

wird keiner, dem die europäiſche Staatsverfaſſung nur halb bekannt iſt, in Zweifel ziehen, daß Oeſtreich ſowohl in Ausdehnung als günſtiger Lage und innerer vortrefflichen Beſchaffenheit ſeiner meiſten Länder vor Andern viel zum Voraus habe, daß es demnach ſeine Macht wenigſtens jeder, welche es auch ſein mag, an die Seite ſetzen könne, wohl gemerkt, ehe die jetzigen Zeiten eintraten. In Schulen und von den Lehrſtühlen der Univerſitäten wurden dieſe Vorzüge Oeſtreichs weitläufig auseinandergeſetzt. Daraus erzeugte ſich aber mehr ein lächerlicher Stolz, als Luſt und Geſchicklichkeit, von jenen durch die Natur angebotenen Vortheilen weiſen Gebrauch zu machen. Hiemit verband ſie noch eine durchgängige Geringſchätzung aller übrigen Nationen und Staaten, die nicht ſelten in den beleidigendſten Ausdrücken zu Tag gelegt wird. Der Verfaſſer hatte Gelegenheit, mit Perſonen von Rang über dieſes Kapitel in's Geſpräche zu kommen. Wie erſtaunte er über die ſchiefen Urtheile in Abſicht der Stärke und Schwäche der europäiſchen Reiche, von denen immer das Ende heißt: Oeſtreich übes Alles! Welchen Nachtheil für Oeſtreich dieſer Mangel an guten ſtatiſtiſchen Kenntniſſen unter den Staatsgliedern zur Folge habe, iſt leicht begreiflich. Man hält es für Schande, ruhmwürdige fremde Beiſpiele nachzuahmen, man glaubt, es ſei unnöthig, ſich nach auswärtigen Muſtern, die Kleider etwa ausgenommen, zu bilden, der einmal angenommene Geſchmack behauptet ſein Verjährungsrecht, das Reiſen in fremde Länder wird vom großen Haufen als etwas ganz Ueberflüſſiges angeſehen, und dem patriotiſchen Oeſtreicher genüget, ſeine Studien auf einer vaterländiſchen hohen Schule vollendet, oder als Profeſſioniſt Ungarn und Böhmen geſehen zu haben.

Dieſes zuſammen genommen, was wir von den Hinderniſſen der Kultur in Oeſtreich bisher erzählten, gibt ſonnenklar zu erkennen, daß in dieſem Staat Männer von reifen Einſichten, ausgebreiteter Gelehrſamkeit, gebildetem Herzen weit ſeltener, als anderswo anzutreffen, und eben daraus manche widrige Fälle für Oeſtreich herzuleiten ſeien. Die Haupſtadt iſt überzeugt, daß es bloß auf den kaiſerlichen Hof ankomme, heute von Baiern, morgen von Schleſien Beſitz zu nehmen. Wer darüber ſtille ſchweigt, iſt ſchon übel angeſehen. Wollte ſich aber Jemand ſogar zu widerſprechen erkühnen, der hat Bürger und Polizei zu fürchten. Es ſind Beiſpiele genug, daß letztere durch ihre geheimen Kundſchafter die ehrlichſten Leute auffangen, ſie drei bis vier Wochen in den Kerker werfen, und dann, ohne daß Jemand ihr Schickſal erfahren konnte, unter der unerwieſenen Anſchuldigung verdächtigen Raiſonnirens aus der Stadt weiſen ließ. Die kaiſerlich öſtreichiſche Monarchie, ſo ferne ſie aus verſchiedenen Reichen, deren jedes ſeine eigene Sprache und Verfaſſung hat, zuſammengeſetzt iſt, ſtellt allerdings ein ſehr künſtliches Staatsgebäude dar, deſſen Feſthaltung dem Regenten eine größere Bürde, als andere Reiche auflegt. Indeſſen wird bis dieſe Stunde von Allen, welche den innern Zuſtand der kaiſerlich königlichen Erblande kennen, als richtig angenommen, daß Oeſtreich zu ſeiner fortſchreitenden Aufnahme nichts als eine weiſe Staatsökonomie und ein friedliches Syſtem nöthig habe. Dahin gehört vorzüglich Ablegung einer zu Unruhen hinleitenden Vergrößerungsſucht, dadurch benachbarte Staaten in ſteter Furcht gehalten, und Funken zu Kriegsflammen genährt werden. Die unlängſt erſchienene Staatsſchrift: Wer iſt der angreifende

Theil, Oeſtreich oder Frankreich? enthält ſo viel Wahrheit, daß man ſich's nicht verwehren kann, die Schuld des neulich geendigten Continentalkrieges auf dieſes letztere allein zu wälzen, in welcher Hinſicht das Haus Oeſtreich ſich keine Vorwürfe zu machen hat. Allein mußten denn bei dieſer Gelegenheit die ſo lange und oft wiederholten Verſuche, Baiern mit Oeſtreich zu vereinigen, wiederholt werden? Sollten keine freundſchaftlichen Annäherungen des Wiener und Münchner Hofes ſeit dem letzten Lüneviller Frieden, beſonders ſeit dem zwiſchen England und Frankreich wieder ausgebrochenen Kriege möglich geweſen ſein? Welche Erinnerung, ſich auf der Hut zu halten, gab nicht die Beſitznahme von Hannover den ſämmtlichen deutſchen Fürſtenhäuſern? Dort wird ein großes Kurfürſtenthum von der franzöſiſchen Uebermacht an ſich geriſſen, freien Reichsſtädten mitten im Frieden Brandſchatzung abgedrungen, franzöſiſche Kriegsvölker ſtören den ganzen Handel an der Elbe und Oſtſee, und — — dazu ſitzt das Reichsoberhaupt mit ſeinen mächtigen Gliedern ſtille. Das unglückliche aber rechtmäßige Eigenthum eines im Krieg befangenen Königs darf ſich nicht des Schutzes getröſten, den Kaiſer und Reich ihm ſchuldig ſind. War es Napoleon's gefürchtete Ueberlegenheit, die das deutſche Schwert in der Scheide hielte? Nun, wie unendlich würde ſich dieſe vergrößert haben, wenn die von ihm vorbereitete Landung vor ſich gegangen und gelungen wäre? Laßt England zu Boden liegen, was iſt gewiſſer, als Frankreichs Univerſalmonarchie? Dann iſt's wahrlich zu ſpät Coalitionen zu ſtiften, wenn der unerſättliche Eroberer zur See eben die furchtbare Macht aufſtellen kann, die er nun zu Lande meiſt auf fremde Koſten

unterhält? Weder Pitt, noch engliſches Geld, die von Tag zu Tag anwachſenden Gefahren hätten das Wiener Cabinet ſchon eher aufwecken ſollen, die engſten Verbindungen mit Rußland und allen angeſehenen deutſchen Höfen zu treffen, und bei dieſen wichtigen Geſchäften mit Beſeitigung aller Spuren des mindeſten Eigennutzes nur das allgemeine Wohl zum Grund zu legen. Zu Deutſchlands tiefer Erniedrigung ward hierin nichts zu Stande gebracht. Napoleon ſetzt in Italien die Königskrone ungeſtört auf, erweitert ſein Reich daſelbſt, und verſchafft ſich einen neuen höchſt beträchtlichen Zuwachs von Macht. So war ein Arm in Süden, der andere in Norden feſt gelehnt, und beide ſchlugen mit voller Fauſt an das Reich. Ein Fauſtſchlag, der von Kehl bis Preßburg Thore und Riegel zerſprengte und das Eigenthum bedauernswürdiger Unterthanen der Gewalt des franzöſiſchen Heeres unterwarf. Die Stimme des winſelnden Oeſtreichs verhallt nicht an der bairiſchen Grenze, nein, durch hieſige Klagen verſtärkt, läuft ſie von Seufzern Schwabens begleitet, bis an den Rhein fort, der nun leider! Frankreichs Grenze zu ſein aufhörte. Wenn man in Baiern über die unerträglichſten franzöſiſchen Quartierlaſten die Hände ringt, glaubt der Soldat ſeinen bekümmerten Wirth dadurch zum Stillſchweigen zu bringen, oder wohl gar zu tröſten, daß er ihn an die Verheerungen erinnert, welche, im Fall die Franzoſen unglücklich geweſen, von Oeſtreichs Schaaren hier wären verübt worden. Das heißt Wunden mit Höllenſtein verbinden. Wird die Sache aus dem wahren Geſichtspunkt betrachtet, ſo hat Napoleon dem Hauſe Oeſtreich Bayerns Eroberung verwehret, um dieſes Land als einen franzöſiſchen Erwerb, wie immer es ſeine Plane

erfordern, gebrauchen zu können. Wo hinaus in dieſem Gedränge. Zum Landesvater? Ach! Napoleon hat ihm den Arm zur Hülfe gelähmt. So ſchwebt denn ein grauſenvolles Schickſal gleich unbarmherzig über Oeſtreichs, Baierns und Schwabens vorhin geſegneten Einwohnern. Gewiß eine Erniedrigung Deutſchlands, nie ſo gedacht, nie ſo tief für möglich gehalten. Weil wir oben die Gründe für gültig annahmen, wodurch der deutſche Kaiſer zum Krieg mit Frankreich beſtimmt worden, ſo könnte Jemand daraus in Folge ziehen: Alſo hat Oeſtreich an dem Unglück von Süddeutſchland keinen Theil. Soferne dabei nur auf den Krieg und deſſen widrigen Ausgang Rückſicht genommen wird, allerdings keinen. Das Blatt wendet ſich aber, wenn Oeſtreichs Eintritt in Bayern mit allen denſelben begleitenden Umſtänden in Anſchlag kommt. Hätte Franz ſeine Kriegsvölker, wenn ja kein anderer Rath übrig war, durch Bayern ziehen, und hier die Ruhe des Landes weder durch Requiſitionen, noch durch das beſchwerliche Papiergeld ſtören laſſen, ſo würde dem Kurfürſten zu Klagen, und dem Kaiſer der Franzoſen zum Vorwand eines vermüßigten Beiſtandes nicht ein Schein übrig geblieben ſein. Bayerns Einwohner hatten ſogar für Oeſtreich Vertrauen gewonnen, und wäre das Glück den Waffen des letztern eben ſo günſtig als groß das Verlangen nach Bayerns Beſitz geweſen, hätte es ſich alsdann mit ruhigen Unterthanen ſchmeicheln können. Doch wir ſetzen dieſen Fall, dem es noch ſehr an Möglichkeit fehlte, bei Seite, und richten den Blick auf eine Krone, deren Ertheilung der freigebigen Hand Napoleon's durch Oeſtreichs Abſichten auf Bayern ſo ſehr erleichtert, ja erſt an die Hand gegeben wurde. Kein Einmarſch der Kaiſerlichen in Bayern,

und noch wäre der Kurhut auf Maximilian's Scheitel das ehrwürdigſte Diadem. Dieſer neuen Krone verdankt das unglückliche Bayernland ſeine franzöſiſchen Quartierbedrückungen, durch ſie ſieht es ſich ſeinen Landesherrn entzogen, und von franzöſiſcher Willkür beherrſcht. Tiefe Erniedrigung eines der mächtigſten deutſchen Staaten, der unter dreien im Zuſammenhang den Reihen führt; eines Staats, für Deutſchlands wahres Intereſſe, wer weiß wie lange? vielleicht auf immer? verloren. Sieht der deutſche Patriot in dieſer Lage ſeines Vaterlandes mit getrübtem Blick auf die erſte aller Kronen, die nur einen römiſchen Kaiſer ſchmückte, ſo bemerkt er die wichtigſten Edelſteine darin entweder verdunkelt, oder ganz ausgefallen. Napoleon las dieſe auf, um ſie in ſeine Kronen zu verſetzen. Schon gelten franzöſiſche Machtſprüche im Reich mehr als römiſch kaiſerliche Decrete. Schon wird das Schickſal deutſcher Städte und Länder in Paris abgewogen. Schon darf Napoleon geben und nehmen, wie ſein Genius ihm einflüſtert, und des Reichs Oberhaupt muß dabei das Aug' verſchließen. Was fühlſt du, deutſcher Mitbruder, bei dieſer Ohnmacht deines Kaiſers?

England.

Dieſes ganze Neptun'ſche Reich, deſſen Seemacht ſeit Eliſabeth's Zeiten zu einer ungeheuren Größe anwuchs, deſſen Schätze unermeßlich, deſſen Staatsſchulden kaum zu berechnen ſind, war mit dem benachbarten Frankreich ſeit Jahrhunderten in Fehde,

ſeit Anfang des achtzehnten aber faſt in beſtändige Kriege verwickelt. In zwei wichtigen Erbfolgekriegen, dem ſpaniſchen, nach Karl's II., und dem öſtreichiſchen, nach Kaiſer Karl's VI. Tode, war Großbritannien der treueſte und wichtigſte Bundesgenoſſe Oeſtreichs. Mehrmals würde die hochgeſpannte franzöſiſche Macht dem Haus Oeſtreich gefährlich, und Karl's pragmatiſche Sanction vielleicht zertrümmert worden ſein, wenn nicht Englands kraftvolle Unterſtützung den Umſturz der öſtreichiſchen Monarchie verhütet hätte. In dem kritiſchen Zeitpunkt der Annäherung des ſiebenjährigen Krieges unterhandelte der nachmalige Staatskanzler in Wien, Fürſt von Kauniz, das von einſichtsvollen Statiſtikern widernatürlich genannte Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſtreich. Eben derſelbe war auch der Stifter von Ludwig's XVI. Verbindung mit der kaiſerl. königl. Prinzeſſin Antonia. Sonderbar iſt es, daß der Wiener und Verſailler Hof bei dem am 1. Mai 1756 geſchloſſenen Schutz- und Trutzbündniß aus ganz verſchiedenen Abſichten ausgingen. Dem erſteren lag Preußens Erniedrigung und der Beſitz von Schleſien am Herzen. Dem andern war es um das Kurfürſtenthum Braunſchweig-Lüneburg, oder Hannover zu thun, um durch deſſen Beſitznahme dem König von England, als Herrn dieſes anſehnlichen Landes, jenes Gewicht fühlbar zu machen, das die franzöſiſche Seemacht, nach der Eroberung von Minorka, gegen Englands Flotten nicht mehr gewinnen konnte. Nebenbei hatte die kaiſerliche Königin, Maria Thereſia, wenigſtens den Vortheil, daß der König von Preußen einen Theil ſeiner Kriegsſchaaren an ſeinen mütterlichen Oheim und Bundesgenoſſen, den König von England, als Kurfürſten von

Hannover, überlaſſen, und daher gegen Oeſt-
reich mit einer mindern Macht auftreten mußte.
Wenn das Wiener Kabinet Preußens völligen
Untergang beſchloſſen hatte, woran es nicht an über-
zeugenden Urkunden fehlt, ſo war's in jener Pe-
riode ſehr leicht, Frankreichs Beiſtand zur Aus-
führung dieſes großen Plans länger zu erhalten,
als es wohl die Staatsklugheit dem Hof von Ver-
ſailles anrathen ſollen. Weil die engliſch-preußi-
ſche Verbindung, dadurch der Aufenthalt eines fran-
zöſiſchen Heeres in Hannover abgewehret werden
ſollte, nicht zu trennen, dann eine königlich pol-
niſche Prinzeſſin an den Dauphin, Vater
des unglücklichen Ludwig XVI. vermählet ward,
welche knieend vor ihrem Schwiegervater, Lud-
wig XV., weder Flehen noch Thränen ſchonte, ihn
zur Rache gegen den König von Preußen, der
in Sachſen einfiel und dieſes Kurfürſtenthum in
Beſchlag genommen hatte, gleich Anfangs des ſieben-
jährigen Krieges zu bewegen; ſo bot Frankreich
alle Kräfte zu deſſen nachdrücklicher Fortſetzung auf.
Auch fand der kaiſerlich königliche Hof in der Zu-
kunft noch ganz andere Mittel, dem König in
Frankreich die Fortſetzung des Kampfes mit
Friedrich und ſeinem Bundesfreunde in Eng-
land annehmlich zu machen, daher Deutſchland
ſechs Jahre hindurch die mächtigſten franzöſiſchen
Heere zum Ruin der ſchönſten Provinzen auf ſeinem
Boden trug. Der preußiſche Einfall in Sach-
ſen wurde allenthalben als ein Vorgang geſchildert,
der alle Friedensverträge, die Reichsverfaſſung, ja
das ganze Natur- und Völkerrecht über den Haufen
werfe, und man überging bei dieſen übertriebenen
Schilderungen entweder mit tiefſtem Stillſchweigen
die Beweggründe zum Einmarſch der Preußen in

die kurſächſiſchen Lande, oder bedeckte ſie mit einem, manches Auge blendenden Schleier. Zu dem franzöſiſchen Eintritt in Hannover ſchwieg man in Wien und an den meiſten deutſchen Fürſtenhöfen ganz ſtille, ja man übernahm ſogar die Vertheidigung der franzöſiſchen Gewaltthätigkeiten in den Staaten und Ländern einiger deutſchen Fürſten mit einer Parteilichkeit, die ſich weder der Unwahrheit noch des Undanks ſchämte. Noch 1743 wohnte König Georg II. von England der Schlacht bei Dettingen bei, deren glücklichen Ausgang ſeine Gegenwart nicht wenig beförderte. So ſetzte dieſer Monarch ſein eigenes Leben der größten Gefahr aus, und gab Marien Thereſien dadurch den unwiderſprechlichſten Beweis, wie ſehr er ihre Sache zu ſeiner eigenen mache. Dabei blieb es noch nicht. England ſetzte zu Gunſten Oeſtreichs den Krieg bis zum Aachener Frieden mit Nachdruck fort und die Kaiſerin Königin erhielt, den an Preußen abgetretenen Theil von Schleſien ausgenommen, alle von Karl VI. hinterlaſſene Erblande in ruhigem Beſitz. Wenige Jahre hatten das Andenken an Englands wichtige Verdienſte um Oeſtreichs Erhaltung verwiſcht, und zum Zeichen, wie gering man den Werth der vormaligen Freundſchaft deſſelben in Wien anſchlage, rief der kaiſerlich königliche Hof ſelbſt den Erbfeind Großbritanniens und des deutſchen Reichs in Georg's II. deutſche Erbſtaaten; allein wie der Ausgang jenes Kriegs lehrte, zu eigenem empfindlichſten Nachtheile. Unendliche Kriegslaſten, in jener Zeit von der Krone Frankreich auf deutſche Länder gewälzt, konnten doch nicht hindern, daß die franzöſiſchen Finanzen ſehr mitgenommen, und die Staatsſchuld mit einigen Hundert Millionen vergrößert wurde. Eben dieſes war auch

in England der Fall, nur mit dem Unterſchied, daß durch den Frieden von Paris Britanniens Aufopferungen an Gut und Blut die reichſte Vergütung erhielten. Die engliſche Seemacht, am Ende des Krieges noch im blühendſten Stande, wurde von Jahr zu Jahr den Franzoſen ein ſtärkerer Dorn in dem Auge. Der brittiſche Handel erſchien in allen Weltgegenden als der erſte und einträglichſte. Da die franzöſiſche und ſpaniſche Marine im Jahre 1763 faſt ganz vernichtet geweſen, konnten die Engländer gegen Oſt- und Weſtindiens Reichthümer ihre Fabrikate und Manufacturwaaren mit unſäglichem Nutzen vertauſchen. Ihre Colonieen in Nordamerika ſtiegen zu einem hohen Grade der Kultur empor. Ganz Canada war in ihrem Beſitz. Die Küſte von Florida bis über die Hudſonsbay huldigte Britanniens Scepter. Solche glückliche Umſtände vermehrten Frankreichs lange ſchon rege Eiferſucht, und man erwartete hier mit Ungeduld einen Zeitpunkt, da ſich Gelegenheit zur Erniedrigung Englands anböte. Dieſer Zeitpunkt erſchien, als die engliſchen Colonieen in Nordamerika dem Mutterlande den Gehorſam aufſagten. Einige Jahre ließ es der franzöſiſche Hof bei bloßen Begünſtigungen und geheimer Unterſtützung der Colonieen bewenden. Da aber dieſe unter dem General Waſhington nicht ohne Glück gegen die engliſchen Waffen gefochten hatten, brach er endlich los, errichtete mit den aufgeſtandenen Colonieen ein förmliches Bündniß, in welches auch Spanien gezogen wurde, und half den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten zur Unabhängigkeit von Großbritannien. Dieſes konnte den erlittenen Verluſt nicht gleichgültig anſehen. Doch wehte noch die brittiſche Flagge auf allen Meeren, und die engliſche Flotte war

auch nach dem Colonieen-Krieg in dem vortrefflichſten Stande. Vier Jahre genoſſen die Staaten von Nordamerika ihrer durch Frankreichs Hülfe errungenen Freiheit, als die Franzoſen ſelbſt darnach zu gelüſten den Anfang machten. Nicht engliſche Anſtiftungen oder verheißener Beiſtand hatten dieſe Freiheitsſucht erzeugt und genährt. Der Londoner Hof, weit entfert, die Unruhen in Frankreich durch angeſponnene Intriguen zu vermehren, oder die hier entſtandene Verwirrung ſich zu Nutze zu machen, welches die Franzoſen im Gegentheil nie unterlaſſen hätten, hielt ſich in tiefſter Stille, woraus er noch nicht gebracht wurde, als Frankreich ſchon die königliche Gewalt zernichtete, ſich für eine freie Republik erklärte, und die gefährlichſten Grundſätze zum Umſturz aller Königs- und Fürſtenthrone in die Welt ausgehen ließ. Wem iſt nicht aus der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte bekannt, daß die Repräſentanten dieſer Nation den coaliſirten Mächten die Mordfackel faſt aufgedrungen haben? England wurde gleichfalls herausgefordert. Es mußte alſo einen Kampf beſtehen, dem das Kabinet von St. James ſchon wegen der Kurwürde von Hannover nicht ausweichen konnte. Der Krieg erforderte gewaltige Summen, da England denſelben zu Waſſer und zu Lande führte. Nachdem aber Preußen, Spanien, das bezwungene Holland und Oeſtreich eines nach dem andern vom Kampfplatz abtraten, hielt England einige Zeit die Kriegslaſt allein aus. Der damalige General Bonaparte lief 1798 mit einer großen Macht aus Toulon. Seine Fahrt war nach Aegypten gerichtet, bei welcher derſelbe im Vorbeigehen einen von innen ſchon vorbereiteten Streich auf Malta ausführte und dieſe Inſel in Beſitz nahm. Eigentlich ging die Abſicht des

franzöſiſchen Befehlshabers auf Eroberung der engliſchen Niederlaſſungen in Oſtindien. Ein ungeheurer, doch zur Ausführung nach damaligen Umſtänden nicht ganz verwerflicher Plan. Bonaparte konnte mit ſeinen vierzigtauſend Mann mittelſt des arabiſchen Meerbuſens leichter und früher in den oſtindiſchen Gewäſſern erſcheinen, als die Engländer eine ihm gewachſene Macht nach Bengalen bringen. Dieſe mußten demnach die franzöſiſche Flotte noch auf dem mittelländiſchen Meer aufſuchen, und Alles anwenden, ſie zu einer entſcheidenden Schlacht zu bringen. Admiral Nelſon bekam den Auftrag zu dieſem wichtigen Unternehmen. Er ging mit dreizehn Linienſchiffen, zwei Fregatten und einer Corvette unter Segel. Die Franzoſen hatten indeſſen in Aegypten glücklich gelandet, und ihre Flotte in der Bay von Abukir eine ſolche Stellung nehmen laſſen, daß ſie gegen jeden Angriff durch die ſtärkſten Strandbatterieen geſichert, und zwiſchen zwei Sandbänken, von einer großen Anzahl Kanonierſchaluppen gedeckt lag. Der eben ſo erfahrene als muthvolle Nelſon ließ ſich durch die Gefahren eines Angriffs nicht abſchrecken. Sein Schiff war das erſte im Angeſicht des Feindes, litt daher mehr als die andern, und er ſelbſt ward am Kopf gefährlich verwundet. Das Treffen endigte ſich mit der Vernichtung der ganzen franzöſiſchen Flotte. Ein Zufall, der dem General Bonaparte zugleich den Anſchlag auf das engliſche Oſtindien verrückte, oder wenigſtens ſo erſchwerte, daß er, um ihn auszuführen, unendliche Schwierigkeiten hätte bekämpfen müſſen. Nun ſetzte er ſich in Aegypten feſt und bemächtigte ſich damit eines Eigenthums der ottomaniſchen Pforte, die bisher mit Frankreich im Frieden gelebt hatte. Bonaparte ſparte weder Liſt noch Kunſt,

ſich in Egypten Anhang zu verſchaffen. Den Groß-herrn aber und ſeinen Divan in Conſtantinopel ſuchte er zu überreden, daß ſeine Ankunft in dieſem Theil des türkiſchen Reiches nichts weniger als feindliche Abſichten zum Grund habe. Man beurtheilte ihn jedoch nicht aus ſeinen Worten, ſondern aus der That. Die Türken gingen mit engliſchen Truppen vereinigt den Franzoſen in Egypten zu Leibe, die endlich ſich ergeben mußten, nachdem von vierzigtauſenden nur ein unbedeutender Ueberreſt noch vorhanden, Bonaparte mit äußerſtem Verdruß nach Europa zurückgekehrt, Malta aber bereits von den Britten erobert war. Der Friede von Amiens machte dem Kriege zwiſchen England und Frankreich ein Ende. Wirklich hat erſteres ſehr große Mäßigung dabei bewieſen, und von allen Eroberungen nichts als Ceylon in Oſt- und die Inſel Trinidad in Weſtindien behalten. Zugleich verſprach es, Malta zu räumen. Es ſtand jedoch nicht lange an, ſo zeigte ſich aus deutlichen Gründen, daß dem Haupt der franzöſiſchen Conſularregierung noch immer an Egypten und Malta ſo viel gelegen ſei, daß beide den neuen Entwürfen eines Bonaparte nicht entgehen würden. Ueberdieß fuhr dieſer fort, gegen den klaren Buchſtaben des Friedenstractats in der Schweiz und Holland den Meiſter zu ſpie en, dem König von Sardinien die Schadloshaltung zu verſagen, in Italien nach Willkür Veränderungen zu treffen und zu einer Menge anderer Klagen, beſonders durch Sendung des Oberſten Sebaſtiani in die Türkei Anlaß zu geben. England hatte alle gemachte Eroberungen, bis auf Malta, dem Frieden gemäß geräumt. Frankreich beſtand darauf, daß die Engländer auch dieſen Felſen verlaſſen ſollten, ohne die Urſachen,

warum es nicht geſchah, zu heben. Man kam darüber zu Erörterungen, die aber ſämmtlich fruchtlos blieben. Alle Schritte des Oberconſuls gaben zu erkennen, daß er nichts weniger als einen dauerhaften Frieden mit England wünſche. Schon glänzte an ſeinem Pole das Geſtirn des Cäſars. Dieſen neuen Stern wollte vielleicht mancher, der bei der Armee diente, nicht aufgehen ſehen. Hier rieth die Klugheit, ſo lange der Kaiſer noch im Entſtehen war, Entfernung an. Dazu erbot ſich die ſchicklichſte Gelegenheit in der Kriegserklärung wider England. Dieſe rechtfertigte die Beſetzung der Küſte bei Boulogne in den Augen des Volks. Keine Woche verging, da man nicht das große Landungswunderwerk als nahe oder ſchon vollendet, damit aber das goldene Zeitalter in Frankreich hergeſtellt, auf allen Gaſſen in Paris, ja in allen Winkeln der ganzen Republik hochpreiſen hörte. Und was ließ ſich von einem Napoleon anders erwarten, deſſen von Egypten her bekannter Religionseifer für das Seelenheil der Chriſtgläubigen bereits die rühmlichſte Sorge getragen und ſie wieder mit Tempeln und Prieſtern verſehen hatte? Wie konnte ſo ein gewiſſenhafter Regent ſich das Vergnügen verſagen, jene, die er in das Reich Gottes geführt, auch in den Ueberfluß irdiſcher Güter zu ſetzen. Freilich iſt, um dieſes letztere zu bewerkſtelligen, eine gewiſſe Selbſtverläugnung nöthig, daß man nämlich kein ſonderliches Bedenken trage, anderer Nationen rechtmäßige Habe, ſei's durch welche Mittel es wolle, an ſich zu bringen. Lehrte ja wohl einſt eine anſehnliche Geſellſchaft geiſtlicher Väter, man dürfe Böſes thun, wenn nur etwas Gutes daraus erfolge. Deſto weniger Gewiſſensbeſchwerde für Napoleon, wenn er ſeine Heere in alle Länder ausſendet, ſich fremden

Eigenthums zu verſichern, damit es, als gerechtes Gut in Frankreich verpflanzet, reiche Früchte tragen, und den Geſegneten des Herrn in dieſem Lande wohl bekommen möge. Die großmüthigſte Sorgſalt des franzöſiſchen Monarchen ſchließt jedoch andere Völker nicht ganz aus. Er bekriegt England, den ſtolzen Britten den Hochmuth zu legen, und ſie mit ihrem bitterſten Schaden zu belehren, wie gefährlich es ſei, den Augapfel des Glückes anzutaſten. Durch ſeinen Arm ſoll die Freiheit der Meere (mit Vorbehalt des Räuberrechts, verſteht ſich doch?) hergeſtellt werden. Und wie ſticht nicht auch darin Napoleon's Weisheit hervor, daß er die Luſt zur Seefahrt bei viel Tauſenden, die ſonſt dem Waſſer, weil es keine Balken hat, nicht würden getraut haben, zu erwecken ſucht, oder vielmehr nothwendig macht? Länder, worin ſeine Cohorten eine Zeitlang ſich aufhielten, werden in Stand geſetzt, unzähliger Hände zu entbehren, denn hier iſt kein Verdienſt mehr für ſie. Hinaus alſo mit dieſem Ueberfluß auf das große Weltmeer! Dort können ſie für Frankreichs Schiffiahrt gebraucht, oder in den Colonieen als Sclaven wohl verſorgt werden. Iſt das ſeeräuberiſche England einmal in Napoleon's Gewalt, o dann jauchzet alle Völker der fünf Welttheile, denn ihr habt die Meeresfreiheit. Dem Beglücker der Menſchheit zu Ehren dichtet Geſänge und Loblieder ihr alle aus der Zunft der Poeten und Reimenſchmiede! Preiswürdig iſt ſchon der Vorſatz an ſich, daß man die Meeresfreiheit erkämpfen will. Wie ſehr verdient nicht erſt ſeine Ausführung erhoben zu werden? Da wird dem Engländer ſein Rum und Punſch theuer zu ſtehen kommen, wenn er ihn von ſeinem neuen Herrn in Frankreich ſich muß zumeſſen laſſen. Und wir Deutſche

können, wenn erſt Bonaparte für ſich und ſein Volk des engliſchen Wohllebens genug hat, auch noch an den Ueberbleibſeln Theil nehmen, die Franzoſen ſind ja unſere Nachbarn und Verbündete. Laßt aber die Eroberer der Meeresfreiheit mit Vertheilung der engliſchen Reichthümer und Leckerbiſſen noch ſo ſparſam ſein, ſo hat mich doch geſtern meine Großmutter darüber zu beruhigen geſucht, denn, ſagte ſie, liebes Kind, nun kommen die Zeiten gewißlich, von denen die Sibyllen geweiſſagt haben, ich verſtehe kein Latein, doch erinnere ich mich noch, daß mein Bruder mir immer vorplempelte: Iam nova progenies... und das ſoll heißen: Ein neues Geſchlecht kommt vom Himmel hernieder. Weil mehrere Himmel ſind, wollt' ich gern wiſſen, aus welchem? Hm! gab er zur Antwort: Aus dem Lufthimmel, wo die Adler und andere Raubvögel über den Wolken ſchweben. Dem ſei wie ihm wolle, mir iſt im Traum vorgekommen, der neue franzöſiſche Kaiſer und ſeine Familie ſei wie der Blitz aus den Wolken heruntergefahren, darauf fing's an, Zucker und Kaffee zu regnen. Siehſt du, das ſind die Zeiten des Saturn, der bei ſeines Sohnes Jupiter Vermählung mit der ſchönen Semele alle anweſenden Gäſte mit dem beſten Kaffee und Punſch bewirthete, denn damals waren ſolche Sachen ſpottwohlfeil. Jetzt, denke ich, wird es wieder ſo werden. Der Kaiſer Napoleon will alle Zucker- und Kaffeefäſſer aus England holen, da hoffe ich alſo, wird das Pfund, wie vor ſiebenzig Jahren, auf fünf Groſchen zu ſtehen kommen. Wenn das iſt, ſo darf ich mich doch vor meinem ſeligen Ende nochmals ſatt Kaffee trinken, und habe alsdann keine Erdmandel, oder Cichorien, die einem den Geſchmack verderben, weiter nöthig. Meine Großmutter kann's

getroffen haben. — Bonaparte iſt ein ganz neues Geſchlecht. Viele Adler führt er im Wappen, er kann alſo mit ihnen im Lufthimmel herumgeflogen ſein. Bringt er's nun dahin, daß es Zucker und Kaffee ſo viel gibt, als wenn's geregnet hätte, ſo ſind Saturns Zeiten wieder da, und die Weiſſagung der Sibyllen iſt erfüllt. Wie's aber den Zweiflern geht, daß ihnen bald da, bald dort Schwierigkeiten aufſtoßen, ſo ging's auch mir mit der Hoffnung ſibylliniſcher Zeiten. Ja, dacht' ich, man lieſt in der Geſchichte Englands, daß ſich vor Alters ſehr viele Wölfe darin aufhielten, deren man aber jetzt nicht Einen mehr ſehe, ſo genau war man ihnen auf der Spur. Wird man nicht den Wölfen, die von außen dort eindringen wollen, ſich aus allen Kräften widerſetzen und ihnen, ehe ſie noch an's Land kommen, den Garaus machen, oder ſobald ſie darauf ſind, ihre Vertilgung beſchleunigen? Daß jetzt Menſchen an die Stelle der vormaligen Wölfe treten, thut nichts zur Sache. Wer abſichtlich kommt, an mir ſeine Raubgier zu ſättigen, darf ſich des ſtärkſten Widerſtandes verſichert halten, und ehe er noch ſeinen Raub in Sicherheit ſieht, den Untergang erwarten. Man wende dieſes auf die dermalige Lage zwiſchen Frankreich und England an, und vergleiche noch die Schrift: Gefahren der Landung in England. Jetzt, da der römiſch kaiſerliche Adler mehrere Schwingfedern verlor, der ruſſiſche ſich auf ſein Felſenneſt zurückgezogen, der preußiſche wie auf der Brut ſitzen bleibt, jetzt ſollte man freilich denken, wär's den franzöſiſchen Adlern weniger gefährlich, den Flug über den Canal nach England zu wagen, weil jene weder die Beute mit dieſen theilen, noch ſie daran hindern zu wollen ſcheinen. Vielleicht halten ſie ſich ruhig,

weil ihnen die Freiheit der Meere verſprochen iſt? Wer wäre dazu leichtgläubig genug? Wien, Berlin, Petersburg müßten nie den Geſang der Lockvögel gehört haben, um durch Napoleon's Sirenenſtimme ſich einſchläfern zu laſſen, oder von ſeiner Großmuth mehr, als von England zu erwarten. Napoleon weiß auch gar wohl, daß er ſich vom Vertrauen aller europäiſchen Höfe, ein paar ausgenommen, wenig zu verſprechen habe. Deßwegen ſucht er ſie theils durch Heirathen, theils durch eingeräumte Vortheile an ſich zu ziehen, oder ihr Intereſſe mit dem engliſchen, wie z. B. bei Preußen in Widerſpruch zu ſetzen. Das ſind Kunſtgriffe des ſchlauen Imperators, durch welche er ſich, wenn's ja zur Landung kommen ſollte, den Rücken zu decken vermeint. Durch Alles dieſes hat er aber den Mächten, die er am meiſten zu fürchten hat, noch keine Gewährſchaft für ihre künftige Sicherheit, oder gar für unausbleibliche Vortheile, im Fall er England beſiegen würde, geleiſtet. Auch bleibt es eine ewige Unmöglichkeit, dieſe Gewähr leiſten zu können. Napoleon ſei eben ſo mächtig zur See, als auf dem Lande, wer wird dieſem Koloß nur einen Nagel an der Zehe verſtümmeln? Behandelt er doch jetzt ſchon die größten Mächte, wie einſt Alexander einen ihm vorgeſtellten Corſaren. Oeſtreich bringt z. B. Lindau gegen gewiſſe böhmiſche Herrſchaften an ſich, Napoleon nimmt ſeinerſeits ganze Länder, z. E. Genua, Lucca u. ſ. w. ohne eine Spanne Erdboden daran zu ſetzen. Jenem wirft er gefährliche Vergrößerung in ſeiner erlaſſenen Kriegserklärung vor. Ihm ſoll es für ein Zeichen des preiswürdigſten Charakters gelten, wenn er freie Republiken zum Schemel ſeiner Füße legt. Vor den Augen der ganzen Welt erröthet er nicht, zu

erklären: Er ſuche keinen Schuh breit Vergrößerung auf dem feſten Lande. Nun, ſo frage ich, in welchem andern Welttheil Venedig, Dalmatien u. a. m. liegen, in deren Beſitz er durch letztern Feldzug gelangte. — Daß England ſeine oſt- und weſtindiſchen Producte wegen des unermeßlichen Aufwandes im noch andauernden Kriege zu höheren Preiſen verkauft, empfinden freilich viele Staaten mit Schmerzen. Laßt uns annehmen, dieſe Waaren ſeien in franzöſiſchen Händen, und unter ähnlichen Kriegsverhältniſſen, werden ſich auswärtige Länder eben ſo gewaltiger Summen in baaren, klingenden Hülfsgeldern zu erfreuen haben, wie ſie Großbritannien an ſeine Alliirten auszahlen ließ? Als noch alle Moden und Kleidertrachten unter Frankreichs Gebiet ſtanden, zogen die franzöſiſchen Fabriken unermeßliche Summen aus allen Reichen Europas, vornehmlich aus Deutſchland. Was bekamen ſie ſämmtlich davon zurück? Nicht einen Pfennig, Alles, was höchſtens Deutſchland zurück erhielt, beſchränkte ſich auf das nach Straßburg und Paris ausgegangene Maſtvieh, welche Einnahme ſich zur Ausgabe wie 1 zu 80 verhielt. Wäre die Unentbehrlichkeit des Fleiſches nicht ſo groß, daß man dieſen Artikel zu den erſten menſchlichen Bedürfniſſen rechnen muß, und hinge die Zahlung der dafür nach Deutſchland übergehenden Gelder von der franzöſiſchen Regierung ab, wie unendlich oft würde die Zahlung ſtocken, beſonders, wo nur der mindeſte Scheintitel zu ihrer Verweigerung ſich auftreiben ließe? Im ſiebenjährigen Kriege bekam ein gewiſſer Reichskreis für Lieferungen an die franzöſiſche Armee die Summe von dreiundzwanzig Millionen activ zu verrechnen. Nach hergeſtelltem Frieden meldete ſich dieſer Kreis und bat um die

Erledigung gedachter Forderung. Die Antwort fiel dahin aus: Man wundere ſich, daß dieſe Summe in Paris und nicht in Wien geſucht werde, indem die Krone Frankreich nicht für ſich, ſondern für die Kaiſerin Königin Krieg geführt habe. Welche Sprache! Die Franzoſen gingen damals nach Heſſen und Hannover für die Sache Marien Thereſien's. Napoleon's heutige kaiſerliche Regierung betritt in dieſem Punkt die Fußſtapfen der vorigen königlichen auf's Genaueſte. Was iſt der Gerechtigkeit gemäßer, als daß die franzöſiſchen Kriegsvölker nicht auf Koſten der armen Unterthanen eines alliirten Fürſten, ſondern gegen baare Bezahlung für Mann und Pferd unterhalten werden? Nein, ſagt das franzöſiſche Völkerrecht: das Land meines Bundesgenoſſen muß ſie ernähren. Wenn der Freund dieſe Sprache führt, woran erkennt man den Feind? Nun noch einen Blick auf England. Als die Franzoſen letztens Wien beſetzt hielten, entblödete ſich Napoleon nicht, dem Kaiſer Franz die unanſtändigſten Invectiven gegen das Miniſterium und den Staat von England in den Mund zu legen, und dieſe in öffentlichen Blättern bekannt zu machen. Der engliſche Handlungsgeiſt, heißt es darin, iſt das Verderben der Welt. Das iſt ungefähr der Sinn der dem Kaiſer Franz angeſchuldigten Rede. Unſere Leſer erinnern ſich ohne Zweifel der in öffentlichen Zeitungen von Frankreichs Herrſcher erzählten Unterredung mit den bei Ulm gefangenen öſtreichiſchen Generalen, worin unter andern auch dieſe Erklärung vorkommt: Ich brauche kein Land, nur Schiffe. Die Meinung Napoleon's kann doch nicht bloß von Kriegsſchiffen zu verſtehen ſein, ſonſt hätte er mehr Schwäche denn Stärke des

Geiſtes verrathen. Folglich ſprach er von Kauffahrteiſchiffen, dadurch ſich in Frankreich der verfallene Handel wieder beleben ſollte. Alſo iſt entweder ein kaufmänniſcher Genius damals an Napoleon's Seite geſtanden, als er von dieſem Bedürfniß ſeines Volkes etwas erwähnte, oder er wußte ſelbſt nicht, was er haben wollte. Napoleon iſt völlig überzeugt, daß ein Staat nur durch ausgebreiteten Handel glücklich und ſeinen Nachbarn furchtbar ſei. Die engliſche Regierung hat allenfalls zehn oder mehrere Millionen Pfd. St. nöthig: Ihr wird deßwegen nicht bange; Sie tritt mit einigen Häuſern zu London in Unterhandlung; und die Summe iſt unterſchrieben. Das iſt der Dorn im Auge des franzöſiſchen Xerxes. Ihm gebricht's nur noch an dem Metall, wodurch England auf allen Straßen des Oceans ſeine Flotten in Bewegung ſetzt. Kann er dieſes den Engländern aus der Fauſt winden, ſo bekommen wir eben ſo viel Kriegsſchiffe in den franzöſiſchen Häfen zu ſehen, als die Perſer einſt Galeeren gegen Griechenland auslaufen ließen, nämlich zwölfhundert an der Zahl. Dadurch würde ein großer Theil der Wünſche Napoleon's erfüllt, aber noch nicht allen die Krone aufgeſetzt. Ein Heer von ſiebenmalhunderttauſend zu Lande, und eine Seemacht von zwölfhundert Kriegsſchiffen unthätig zu ſehen, wäre einem Eroberer, dem dieſe Welt noch zu enge zu ſein ſcheint, die unerträglichſte Qual. Was bleibt ihm zur Beruhigung übrig, als ſeine Oberherrſchaft in allen Welttheilen geltend zu machen, und unter den Königen, die er ſeinem Scepter unterwarf, eine Einrichtung, wie vormals die römiſchen Kaiſer mit ihren Hofämtern zu treffen, ſie in Klaſſen zu ordnen und zu gewiſſen Zeiten an ſein Hoflager zu

berufen. Jetzt wären wir da, wohin das Lieblingsſprüchwort blinder Anbeter Napoleon's das Ziel ſteckt, welche beim Aufſtehen und Schlafengehen zum Segen über ſich ſprechen: Ein Gott und Ein Napoleon! Die Arbeit, welche auf dieſen Blättern geliefert wird, macht an ſich keine Anſprüche auf Beifall, am wenigſten bei denjenigen deutſchen Schriftſtellern, die in unſern Zeiten den Himmel voll Sterne, oder gar die glänzendſten Sonnen über Deutſchlands Horizont ihre Strahlen verbreiten ſehen, wie etwa der Verfaſſer der Schrift: Von den höchſten Intereſſen des deutſchen Reichs, oder Herr Profeſſer Butte zu Landshut, in der Ankündigung ſeiner bayriſchen Annalen. Doch glaubt der Verfaſſer es ſeiner Ueberzeugung ſchuldig zu ſein, den Unbefangenen unter ſeinen deutſchen Brüdern frei zu bekennen, daß unſer Vaterland von Englands Demüthigung durch die franzöſiſchen Waffen (die jedoch ſo nahe nicht ſein dürfte), nichts als das härteſte Joch, davon Deutſchlands dermalige Erniedrigung zum Vorſpiel gelten könnte, zu gewarten habe. Wer noch mehr Beweiſe, als in dieſer Abhandlung ſchon vorkamen, darüber verlangt, kann ſich aus dem Betragen des franzöſiſchen Kaiſers gegen die Holländer, dieſe ſeine treuergebenen Freunde und Bundesgenoſſen, Ueberzeugung verſchaffen. Vor kaum zwanzig Jahren ging Kaiſer Joſeph mit dem Gedanken um, ſeiner Stadt Antwerpen ihren Glanz, den ſie durch das Aufkommen Amſterdams vor einigen hundert Jahren verlor, wieder zu geben. Die Holländer merkten gar bald, was für ein Schickſal ihrer Hauptſtadt und geſammten Handlung bevorſtehe, wenn der Hafen von Antwerpen gereinigt, und die Schiffahrt auf der Schelde eröffnet würde. Sie

ſetzten ſich daher lieber dem gerüſteten Kaiſer zur Gegenwehr, als daß ſie durch zaghafte Nachgiebigkeit ihren Wohlſtand einem andern Handelsplatz überlaſſen hätten. Der mit Oeſtreich getroffene Vergleich koſtete ſie zwar dreizehn Millionen als Schadloshaltung für die kaiſerliche Kriegsrüſtung. Doch zum Glück war dieſe Summe ſchon bezahlt: Die Holländer durften nur abrechnen. Thun wir aber der Sache zu viel, wenn wir daraus folgende Schlüſſe ziehen und ſchlechterdings behaupten, „daß Napoleon die Freiheit der Meere bloß zur Maske ſeiner Entwürfe gebrauche; daß er England nur aus Privatintereſſen zu bekämpfen, alle Kräfte anſtrenge: daß er Britanniens ſogenannten Alleinhandel nur haſſe, ſo lange er nicht in franzöſiſchen Händen iſt; daß er die Wohlfahrt anderer Nationen nur im Munde, aber nicht im Herzen habe; daß er vielmehr an dem Umſturz derſelben aus vollen Kräften arbeite; daß er mit der dürftigſten Armuth der ſeinem Scepter nicht unterworfenen Menſchheit ſein Spiel treibe, und Frankreich zur allgemeinen Schatzkammer der Welt zu machen ſuche; daß er die größten, läſtigſten Aufopferungen ſeiner Verbündeten für Schuldigkeit halte; daß er ohne alle Rückſicht auf die übrige Welt ſich und das franzöſiſche Volk zum erſten und letzten Zweck habe; daß dem Deutſchen und allen übrigen Europäern jeder Blick auf ſeinen Thron gefahrahnend zurückkomme.“ Daß — —

Doch wir wollen's einſtweilen bei dieſen Schlüſſen bewenden laſſen. Vielleicht werden ſie bald durch leidige Erfahrung in noch helleres Licht geſetzt, dann können wir den Leſer mit unſern Ideen über Deutſchlands Lage weiter unterhalten, und von ihm hören, ob wir von der Erniedrigung unſeres Vaterlandes

zu viel oder zu wenig geſagt haben. In der Schrift: Von den höchſten Intereſſen des deutſchen Reichs findet ſich ein Schema von einer neuen Ordnung der Dinge, worin der dritte Paragraph alſo lautet: „Kein ſouveräner Regent eines ausländiſchen, durch eine herrſchende fremde Nationalſprache von Deutſchland losgeriſſenen Staates ſoll unmittelbares Land im bisherigen deutſchen Reiche beſitzen können.“ Wer ſieht's dieſer Stelle nicht an, daß ſie bei einer Bouteille Champagner, oder gar unter franzöſiſcher Inſpiration in die Feder gefloſſen ſei. Der Verfaſſer will damit die Engländer aus Hannover verweiſen, denen bereits von Frankreich und Preußen der Bannbrief aus dem Stammhauſe und eigentlichen Vaterlande des königlich großbritanniſchen Hauſes geſchrieben worden. Doch nicht dem König Georg III. allein, ſondern auch den Königen von Dänemark, von Schweden, von Preußen, von Ungarn dictirt dieſer Paragraph den Abſchied. Dießmal bleiben wir nur beim König von England ſtehen, den die franzöſiſche Staatskunſt unter Beitritt einer der zwei erſten deutſchen Mächte, der Erbfürſtenthümer ſeiner Väter mitten im Krieg mit Großbritannien verluſtig erklärt. Ob man dieſen Vorgang zu Deutſchlands tiefer Erniedrigung rechnen müſſe? Wir antworten: Freilich! und zwar zu einer ſehr tiefen. So lange Georg III. nicht in der Eigenſchaft des Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg mit Frankreich Krieg führte, ſo lange mußten deſſen deutſche Staaten wenigſtens nicht in die Theilungsmaſſe geworfen werden, deren Beſitz nur der künftige Friede zwiſchen den ſtreitenden Parteien entſcheidet. War ſchon die franzöſiſche Beſitznahme der hannover'ſchen Lande eine Gefährde für

das Reich, ſo iſt die jetzige Losreißung derſelben aus den Händen des geſetz- und rechtmäßigen Fürſten ſchreckliche Folge der Schlacht von Auſterlitz, Wirkung der ungebundenſten Gewalt in Deutſchland, Umſturz der ganzen Reichsverfaſſung, willkürliche Vertheilung nach dem franzöſiſchen Privatintereſſe, trauriges Zeugniß eines an Haupt und Gliedern geſchwächten Körpers, unläugbarer Beweis, daß Napoleon den deutſchen Kaiſer mit ſeinen hohen und niedern Ständen für blinde Nullen halte." Man will dann, wie es ſcheint, für ausgemacht annehmen, daß England im Kampfe mit ſeinem Gegner gewiß unterliegen, und den Krieg nicht ſo lang fortſetzen werde, daß auch der Feind, über der langen Fehde ermüdet, endlich zum Frieden die Hand bieten muß. Ein Fall, nicht aus dem Reich der Unmöglichkeit erträumt, und der ſo lang eintreten kann, als die engliſchen Seehelden, die mit Nelſon lange noch nicht alle ausgeſtorben ſind, das Glück auf dem Meere beſchwören können. Wie? wenn Großbritannien einer franzöſiſchen Landungsflotte den Untergang im Ocean bereitete, und dieſe mit Feuer zu vertilgen Gelegenheit fände, wodurch ſich die franzöſiſchen Saiten bald herabſtimmen müßten? Würde Napoleon gegen andere Vortheile dem König von England nicht herzlich gerne zum Beſitz Hannovers behülflich ſein? Dagegen würde Preußen zwar ſeine ganze Macht aufbieten, allein wahrſcheinlich ſich zum Verderben, weil Oeſtreich den Rücktritt des Königs von England in die Regierung und den Beſitz von Hannover aus allen Kräften unterſtützen, und in dieſem Punkt mit Frankreich gemeinſchaftlich zu Werk gehen würde. Laſſen ſich gleich dieſe und ähnliche Muthmaßungen mit nichts verbürgen, ſo führen ſie

doch keinen innern Widerſpruch bei ſich, und das iſt ſchon genug.

Unzählig oft hört man in Deutſchland die von Großbritannien an Oeſtreich und Rußland bei der letzten Coalition bezahlten Hülfsgelder als traurige Urſache des erſt entglommenen Kriegesfeuers ausrufen und verwünſchen. Napoleon ſelbſt machte in Wien öffentlich bekannt, daß die Einwohner dieſer Stadt ihre dermaligen Bedrückungen bloß auf Rechnung der Engländer ſetzen müßten, indem dieſe theils durch Beſtechungen, theils durch Subſidien zwei Kaiſerhöfe gegen ihn bewaffnet und dadurch den Krieg veranlaßt hätten. Er ſetzt alſo voraus, daß Oeſtreich und Rußland viel zu entkräftet geweſen ſeien, als daß ſie ohne engliſche Hülfe ihre Völker in's Feld führen konnten. Dieß zugegeben, was folgt daraus? Sie thaten, was Frankreich ſeit Jahrhunderten zu thun pflegte. Die Schweden erhielten im dreißigjährigen Kriege franzöſiſche Gelder. Das Nämliche geſchah im ſiebenjährigen. Beide Kriege wurden auf deutſchem Boden geführt, folglich war die Abſicht des franzöſiſchen Hofes, das Kriegsfeuer mitten in Deutſchland zum Ruin ſeiner Einwohner zu nähren. England bezahlt Subſidien, um in Italien die täglich angewachſenen Gefahren zu vereiteln und Deutſchland wo möglich von dem franzöſiſchen Joche zu befreien. Welche dieſer beiden Mächte war alſo mit ihren Subſidien dem Reich am wenigſten gefährlich? Daß Oeſtreich durch ſein Betragen gegen Bayern die Abſicht der Entſchließung zum Krieg zweideutig machte, iſt freilich unleugbar. Unſtreitig iſt aber auch, daß die von Napoleon angenommene Königskrone und die gewaltigen Vergrößerungen ſeines Reichs in Italien den vorliegenden

Tractaten ſchnurſtracks entgegen, und Oeſtreich von dieſer Seite bedrohend waren. In dieſer bedenklichen Lage konnte es ſeine Waffen nicht ruhen laſſen. Rußland hatte die Garantie des Lüneviller Friedens auf ſich. Aus dem Grund durfte Alexander I. nicht nur von Frankreich deſſen pünktliche Beobachtung fordern, ſondern auch auf die Erfüllung der Friedensartikel mit Gewalt dringen, wenn man, wie hier geſchah, ſich deſſen weigerte. Der fette Biſſen, den Oeſtreich an Bayern ſich ſchmecken zu laſſen vorhatte, konnte ihm ohne Rußlands, Preußens, Frankreichs Beitritt nie zu Theil werden. Hierüber hätte ſich auch kein Krieg erhoben, daher iſt es bloß franzöſiſche Täuſchung, wenn man das Elend, worunter Deutſchland ſeufzt, oder vielmehr erliegt, auf Englands Subſidiengelder, durch welche ſich Oeſtreich ſo ſehr hätte verblenden laſſen, hinaus ſchieben will.

Seitdem der engliſche Handel ſich durch alle Welttheile verbreitet und zu einer Höhe erhoben hat, die den Handel aller andern Reiche weit hinter ſich läßt, iſt die franzöſiſche Eiferſucht in gleichem Grade geſtiegen, und da jetzt Napoleon Millionen Menſchen genug hat, die er der Ausführung ſeiner, die Grenzen der Erde begreifenden Plane aufopfern kann, ſo tobt in ihm die Unruhe, welche Ludwig XIV. ſchon zuweilen ſchlaflos machte, deſto ſtärker nämlich durch Eroberung der engliſchen Schätze und Seemacht zu allen Regenten der Erde das Wort reden zu können: Das will ich dir geben, ſo du niederfällſt und mich anbeteſt. Möchte doch von meinen lieben deutſchen Mitbrüdern die ſchon in der Mitte des ſiebenzehnten Seculums erſchienene Schrift geleſen und erwogen

werden: L'Europe Esclave, si l'Angleterre ne rompt pas ses fers. (Europa in Sclaverei, wenn nicht England ſeine Feſſeln zerbricht.)

Preußen.

Dieſer während Friedrich's des Einzigen ſechs- undvierzigjähriger Regierung zu einer der erſten Mächte Europas herangewachſene Staat hat zwar ſeit dem Tod des großen Königs ſich an Ländern und Kriegsvölkern beträchtlich vergrößert, dadurch aber, wie die heutige Erfahrung lehrt, an Anſehen und Nachdruck bei den übrigen Höfen in Europa nichts gewonnen. Im Jahr 1787, da König Friedrich Wilhelm II. wegen der in Holland vorgegangenen Unruhen und Beleidungen des Prinzen von Oranien unter dem regierenden Herzog von Braunſchweig ein Heer von neunzehntauſend Mann dahin ſchickte, wurde die vorige Ordnung bald wieder hergeſtellt, und man ſchloß daraus, daß Friedrich's Geiſt auch nach ſeinem Hintritt noch auf den von ihm organiſirten Kriegsſchaaren ruhe. Allein die Feldzüge 1792, 1793, 1794 fingen an, die Welt in dieſer guten Meinung irre zu machen. Einzelne Kriegsverrichtungen enthielten wohl Merkmale der guten Taktik und altpreußiſchen Tapferkeit. Sie waren jedoch zu ſchwach, die großen Gedanken, welche durch ganz Europa dem preußiſchen Heere den Vorzug ertheilten, ganz aufrecht zu halten. Der in Baſel 1795 zwiſchen Preußen und Frankreich abgeſchloſſene Traktat öffnete dem Hauſe

Brandenburg mehrere angenehme Ausſichten und gewährte ſeinen Staaten den wichtigen Vortheil: im nachherigen ganzen Verlaufe des ſo vielen deutſchen Ländern höchſtverderblichen Kriegs der Früchte zu genießen, welche nur das Himmelskind, der Friede, auszuſpenden pflegt. Indeſſen konnte doch Friedrich Wilhelm nicht hindern, daß die mit ihm ausgeſöhnte franzöſiſche Republik noch in ſelbigem Jahre die Regierung in Holland umwälzte und dem Hauſe Oranien, an welches zwei königlich preußiſche Prinzeſſinnen vermählt waren, die oberſte Stelle in den vereinigten Niederlanden entriß. Noch lagen die Gründe, welche den König acht Jahre zuvor beſtimmten, ſich in die holländiſchen Angelegenheiten zu mengen, in der Mitte. Ja ſie mußten weit ſtärker werden, wenn man erwog, daß eine Nation, die kürzlich erſt ihren König und Königin nebſt der Schweſter des Erſteren auf das Schaffot lieferte, einen Fürſten Europas nach dem andern ſeiner Hoheit zu berauben und den Geiſt des Aufruhrs durch alle Länder zu verbreiten den tollkühnen Entſchluß gefaßt habe. Friedrich Wilhelm, durch dieſe und noch weit ſtärkere Beweggründe ungerührt, ſah gelaſſen zu, daß die Franzoſen in Vereinigung mit den ſogenannten Holländiſchen Patrioten auf den Prinzen von Oranien mit ſeinem Hauſe losſtürmen, ihn der Statthalterſchaft, ſeine Söhne ihrer Ehrenſtellen bei der Armee entſetzen, und mit Leibes- und Lebensgefahr, wenn er der Gefangenſchaft entgehen wollte, den Prinzen nöthigen, über das Eis in engliſche Schiffe zu flüchten. Waren gleich die Franzoſen mitten im Winter (durch die Verrätherei einer Spinne geleitet), und von gefrorenen Flüſſen und Canälen begünſtigt, unter Pichegrü in

Holland eingedrungen, ſo würde dieß, wenn Friedrich Wilhelm Ernſt gebrauchen wollte, ſeinen Arm zum Beiſtand des Hauſes Oranien nicht verkürzt haben. Der ruhige Beſitz von dem an Geld, Geſchütz, Getreide und allen andern Bedürfniſſen, damals überfließenden Holland gewährte Frankreich einen weiten Spielraum für ſeine künftigen Unternehmungen, und man darf ohne Verletzung der Wahrheit betheuern, daß Hollands Eroberung dem wankenden franzöſiſchen Staat ganz auf die Beine geholfen. Erſchrockenheit und verzagter Muth lagen nicht in König Friedrich Wilhelm's Charakter. So ſehr auch die vorigen Feldzüge die preußiſche Schatzkammer gelichtet hatten, konnte man doch nicht ſagen, daß Preußen dadurch in völlige Unthätigkeit geſetzt worden. Wo finden wir alſo den erſten Ruhepunkt für eine Vermuthung? Darin — — Vielleicht fühlte ſich der König, der 1797 das Zeitliche verließ, damals ſchon in kritiſchen Geſundheitsumſtänden. Das iſt es, was ihn entſchuldigen dürfte, doch bleibt es eine ſchwere Aufgabe, das Betragen des preußiſchen Kabinets bei dem bedauernswürdigen Schickſal eines dem Könige allernächſt verwandten Hauſes, und des an königliche Provinzen anſtoßenden Hollands zu rechtfertigen. Als der jetzige König den Thron beſtieg, war er um ein Jahr jünger, wie Friedrich II. bei ſeinem Regierungsantritt. Ganz Europa richtete das Auge auf einen Monarchen, deſſen blühendes Alter und lebhaftes Blut die größte Thätigkeit im Kabinet, und durch ſein gerüſtetes Heer Schrecken der Feinde erwarten ließ. Allein Friedrich Wilhelm III. hielt ſich an das erſte, und war daher unbeweglich, als verſchiedene Mächte im Jahr 1799 ſeinen Beitritt zur Verbindung mit Oeſtreich

und Rußland ernſtlich ſuchten. Die Ruhe, worin ſich der preußiſche Hof zu halten für gut fand, war den franzöſiſchen Waffen ſehr große Förderung. Dieſe Verdienſte um Frankreich erhielten im Frieden von Lüneville Beweiſe der Erkenntlichkeit, leider jedoch nicht auf franzöſiſchem, ſondern deutſchem Grund und Boden. Preußens Kaltſinn gegen Oeſtreich wäre einigermaßen zu entſchuldigen. Man weiß, welche Beſchimpfungen nach dem Basler Frieden in den heftigſten Pasquillen oder Schmähſchriften gegen den preußiſchen Hof zu Wien ausgeſtoßen wurden. In dieſer Kaiſerſtadt wetteiferte jeder, wer es dem Andern in Läſterung des Königs von Preußen zuvorthun könne. Ausdrücke, deren ſich wohlgezogene Gaſſenjungen zu ſchämen haben, ſchienen manchem dieſer feinen Schriftſteller viel zu glimpflich für ihren Gegenſtand. Um in dieſer Arbeit nichts Gemeines zu liefern, waren ſie in Erfindung von Schimpfnamen überſinnreich, und geraume Zeit gewährten dergleichen Aufſätze dem Publikum die beluſtigendſte Unterhaltung. Dieſe unſaubern Vögel verflogen ſich auch nach Berlin. Dort rächte man ſich an dem Unglimpf theils mit Verachtung, theils durch wohlgeſalzene ſchriftliche Antworten. Wie es nun zu ſein pflegt. Obſchon der Wiener und Berliner Hof in jener Zeit ſich nicht feindſelig behandelten, ſo war doch dem König von Preußen der heftige Groll, welcher ſeit dem Basler Frieden in Wien auf ihn geworfen worden, nicht gleichgültig. Beide Höfe ſahen ſich mit ſtarren Augen an. Daher ließ Preußen die Oeſtreicher ihre Fehde allein verfechten, gewiß mit dem geheimen Wunſch, dieſe Nachbarn, welche eben nicht die freundſchaftlichſten Geſinnungen hatten, beſchränkter

zu wiſſen. Sieht man auf die Folgen dieſer Kaltblütigkeit, ſo ſind ſie Oeſtreich weniger, als dem übrigen Theil des deutſchen Reichs nachtheilig geweſen. Was der letzte Friede von Lüneville dem deutſchen Boden auf dem linken Rheinufer entriß, hätte nach aller Wahrſcheinlichkeit durch Preußens Macht können erhalten werden. Hier waren die meiſten Länder von vier Kurfürſtenthümern außer mehreren freien Reichsſtädten und kleinen Herrſchaften gelegen. Von der Freundſchaft der Erzbiſchöffe zu Mainz, Trier und Köln, welches letztere ohnehin einen Prinzen aus dem Hauſe Oeſtreich zum Regenten hatte, konnte wohl ein König von Preußen bei der bekannten Anhänglichkeit dieſer geiſtlichen Fürſten an den Wiener Hof ſich nichts Sonderliches verſprechen. Man darf nur die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges darüber nachſchlagen. Seitdem jedoch die mit Religionshaß unzertrennlich verknüpften Vorurtheile durch aufgeklärtere Einſichten dahin ſchwanden, ging auch an den Höfen der geiſtlichen Kurfürſten eine Veränderung politiſcher Grundſätze vor. Daher trug ſelbſt des heiligen römiſchen Reichs Erzkanzler, der letzte Kurfürſt von Mainz, kein Bedenken, dem von Friedrich II. in Gang gebrachten Fürſtenbund beizutreten, ein Schritt, darüber Kaiſer Joſeph viel Empfindlichkeit blicken ließ, beſonders weil eben dieſer Monarch durch die Beſitznahme von Niederbayern im Jahre 1778 die Aufmerkſamkeit der erſten deutſchen Fürſten zu Vorſichtsmaßregeln gereizt hatte. Nach dem Tode Friedrich's II. löste ſich der Fürſtenbund auf, indem Friedrich Wilhelm II. mehr Ergebenheit für Oeſtreich, als ſein großer Oheim hegte, oder vielmehr, weil jener, der vier Kriege wider die öſtreichiſche Macht glücklich hinaus-

geführt, ſeinen Thron ſo befeſtigt hinterließ, daß man ſich ſobald keines neuen Angriffs vom Wiener Hof preußiſcher Seits zu beſorgen hatte. Wie ſehr Deutſchlands Erhaltung und die Rettung ſeiner Mitſtände Friedrich am Herzen lag, iſt aus dem Teſchner Frieden für alle Zeiten erwieſen. Dieſem König müſſen Bayerns Fürſten ewigen Dank zollen, denn durch ſeine nachdrucksvolle Unterſtützung blieben ſie im Beſitze der, ihrem Hauſe angeſtammten Länder. Saß Friedrich ſtille, ſo war Bayern ohne Rettung verloren. In Wien wurde daher ſein Name nur deſto verhaßter. Man gab ihm ſpottweiſe den Titel eines Dictators im römiſchen Reich; eines ſolchen nämlich, der ſich dem Kaiſer an die Seite ſetzen, und in der Reichsſtaatsverwaltung dem Oberhaupt in ſein Amt greifen wolle. Was ihm hier an ſeinem durch den letzten bayriſchen Erbfolgekrieg neuerworbenen Ruhm entging, erntete dieſer Monarch bei dem übrigen unparteiiſchen Theil der Welt auf das Reichlichſte, und die Geſchichte wird immer bezeugen, daß er durch Bayerns Erhaltung bei deſſen Fürſtenhaus den großen Thaten ſeiner vielen Feldzüge die Krone aufgeſetzt hat. Wer hätte nun vermuthen ſollen, daß Friedrich Wilhelm, Vater und Sohn, den Pfad ihres großen Vorgängers einmal verlaſſen, und nicht mit aller Macht die Zerſtückelung des Reichs abzuwenden verſuchen würden? Jede Uebermacht, ſei ſie in Frankreichs oder Oeſtreichs Händen, iſt gefährlich. Der öſtreichiſchen arbeitete Friedrich II. mit allem Eifer entgegen. Warum thaten ſeine Thronfolger nicht daſſelbe gegen Frankreich? Antwortet man: „Das litten die Verbindungen nicht; dadurch würde Preußens Vergrößerung und Arrondirung verloren haben; Oeſtreich würde

ſodann nicht gedemüthigt, noch dem König von Preußen der Beſitz Schleſiens ſo gewiß verſichert worden ſein, als jetzt, da Oeſtreich ohne ſich neuen Gefahren auszuſetzen, gar nicht an Wiedererobe= rung dieſes ſouveränen Herzogthums denken darf; die braunſchweig=lüneburgiſchen Lande, ein ſo be= trächtlicher Zuwachs der preußiſchen Staaten, wür= den nie einen Ergänzungstheil ausmachen; der Krieg hätte unendliche Summen verzehret, und doch iſt das Glück nie unwandelbarer, als im Spiele des Mars; der Klugheit war's alſo gemäß, das Gewiſſe dem Ungewiſſen vorzuziehen, ſich folglich ſtille zu halten, und im Trüben zu fiſchen." Laßt uns ſehen, ob dieſe Gründe die Mißgriffe des preußi= ſchen Kabinets zu bedecken im Stand ſind. Einmal iſt doch richtig, daß durch Preußens Unthätig= keit, ja durch ſie allein der große Plan ausgeführt worden, mit dem Ludwig XIV. lange Zeit ſich nie= derlegte und aufſtand, nämlich den Rhein zur Grenze ſeines Reichs zu machen. Die franzöſiſchen Gewalt= haber, durch das Glück ihrer Waffen unterſtützt, blieben dieſem Plan getreu und führten ihn, ohne weitere Hinderniſſe bekämpfen zu müſſen, glücklich aus. Das hart mitgenommene Reich ſeufzte nur nach Frieden. Oeſtreich hatte den beſten Theil ſeiner Kriegsſchaaren verloren, und den Feind zum zweitenmal in ſeinen Erbſtaaten geſehen. Kein Fürſt in Deutſchland konnte der franzöſiſchen Macht nur eine Stunde lang, ohne ſich in's Verderben zu ſtürzen, die Spitze bieten. Unter ſolchen für Deutſchland höchſt nachtheiligen Umſtänden am Frieden arbeiten und ihn ſchließen, mußte das nicht das Verderben des Reichs herbeiführen? Preußen hätte wohl dieſes zur Entſchuldigung, daß es erſtlich auf König Friedrich Wilhelm II. ſich berufen

kann, der zur Herſtellung des Friedens zwiſchen Oeſtreich und Frankreich ſeine (gute Dienſte) Vermittlung ſchon 1795 anbot, die aber vom kaiſerlichen Hofe weit von der Hand gewieſen worden. Zweitens kann es anführen, daß das deutſche Reich nicht an eines ſeiner Glieder, ſondern von ſeinem Oberhaupt den Schutz fordern müſſe, wobei es drittens noch dieſes zum Vorwand hat, daß die Feſtung Mainz durch ſeine Völker wieder an's Reich gebracht, von den Oeſtreichern aber an die Franzoſen übergeben worden. Gründe, die ihr Gewicht hätten, wenn von Verluſt, der das Haus Oeſtreich allein betrifft, die Rede wäre. Hier iſt nun ein ganz anderer Fall, den man aber gewaltig zu verdrehen ſucht. Scheelſüchtige Politiker und elende Träumer wollen nämlich ihren deutſchen Brüdern die neue Ordnung der Dinge als eine neue Grundfeſte des deutſchen Reiches vorſpiegeln, und den Verluſt der Länder am linken Rheinufer darüber in Vergeſſenheit bringen. Verloren iſt aber jede Mühe, die ſie ſich deßwegen geben. Können ſchon Beiſpiele der Regel nach nur erläutern, nicht beweiſen, ſo ſei uns doch erlaubt, für beide Fälle eins anzuführen. Wir ſetzen, der König von Preußen hätte Schleſien nie beherrſcht, oder er müßte es abtreten, würde ſeine Macht noch eben dieſelbe ſein, oder bleiben, wie bis dieſe Stunde? Man erwiedere nicht hierauf: Das treffe nur bei Preußen, nicht aber bei den vormaligen Ständen am linken Rheinufer zu; bei dieſen einzelnen Staaten ſei die Macht getheilt, folglich nicht von Bedeutung, in ſo fern alſo entbehrlich, oder zur Reichsvertheidigung von keinem Belange geweſen. Ganz recht! Jetzt alſo, da dieſe vormals deutſchen Länder unter einem einzigen Oberhaupt ſtehen, und nicht wie vorhin

getrennte Fürſtenthümer ausmachen, jetzt, da der kriegeriſche Napoleon über mehr als vier Millionen unlängſt noch deutſcher Bürger und Einwohner unumſchränkt gebietet, iſt die franzöſiſche Macht mit achtzigtauſend braven Soldaten deutſcher Nation verſtärkt, deren Beruf ſie auffordert, bei jedem Wink aus Paris Gefahr und Verderben über Deutſchland verbreiten zu helfen. Wobei man noch bemerken muß, daß dieſe unter Frankreichs Scepter geborenen Deutſchen, ſo lange für ſie in ihrem Vaterlande Etwas zu holen iſt, an keine Deſertion denken dürfen. Ein Vorzug, deſſen ſich kein preußiſches oder öſtreichiſches Heer rühmen kann. Welche neue Ordnung der Dinge (man vergebe dieſen entlehnten Ausdruck) wird nun den Verluſt des linken Rheinufers erſetzen, und wann wird dieſe, von unberufenen Köpfen entworfene Ordnung der Dinge zur Wirklichkeit kommen? — Deutſchland, welches vorhin aus allen ſeinen Kreiſen viele und vortreffliche Soldaten dem preußiſchen Heer lieferte, hätte aus dieſem Geſichtspunkt dem König von Preußen höchſt wichtig ſein und ihm die Integrität des Reichs ſehr nahe legen ſollen. Nunmehr iſt nicht allein das linke Rheinufer für die preußiſche Werbung verloren, ſondern der ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis bleiben derſelben nicht minder verſchloſſen. Vielleicht hält ſich die Krone Preußen dafür mit hannöver'ſchen Mannſchaften ſchadlos? Aber iſt denn der Beſitz Hannovers ſchon unumſtößlich? Und wenn auch, ſo mußten ja andere Länder dagegen abgetreten werden; Länder, die, ſeit geraumer Zeit von Kriegslaſten verſchont, einen großen Theil ihrer Einwohner in blühendem Wohlſtand ſahen und jetzt dem unglücklichen Schickſal der braunſchweig-lüneburgiſchen Staaten unterworfen

ſind. Rein ausgeleert, Städter und Landmann in tiefſter Armuth, die ſchönſten Wälder verheert, und ihrer Zierde, des ſtolzen Hirſches, ſo wie Marſtall und Dorf der edelſten Pferde beraubt, die königlichen Paläſte bis auf den Nagel an der Wand geplündert, überläßt Napoleon's Freigebigkeit das deutſche Eigenthum Georg's III. einem der nächſten Verwandten des königlich großbritanniſchen Hauſes, und dieſer, ſeinem franzöſiſchen Wohlthäter verbundene Fürſt gibt Englands Freundſchaft auf, um ſich von Frankreich deſto enger umfaſſen zu laſſen. Möchten doch die Manen Friedrich's des Großen ſeinen zweiten Thronfolger umſchwebt haben, „als er die Fürſtenthümer Ansbach und Cleve nicht der Nothwendigkeit der Lage, nicht der wahren Staatsklugheit, nein, dem Willen eines unbändigen Eroberers zum Opfer brachte, als er die ehrenvollen Bande des Bluts mit einem der erſten Fürſtenhäuſer der Erde zerriß und ſich jenem Thronbeſitzer in die Arme warf, der aller Throne der Welt, nur nicht ſeiner eigenen Feind iſt.“

Wer der Wahrheit nicht in's Angeſicht widerſprechen will, der entbinde das preußiſche Kabinet von dem Vorwurf: „daß ſelbiges zur tiefen Erniedrigung Deutſchlands durch ſein Benehmen im vorigen Kriege, wie im letzten, ſehr viel beigetragen; der zeige uns Gründe, daß Friedrich Wilhelm III. die jetzigen Zeitumſtände als ein Weiſer benutzt habe; der belehre die Welt, daß Napoleon's Siege bei Ulm und Auſterlitz den ruhig ſitzenden König von Preußen nichts angegangen; der ſage uns, ob je eine unerhörtere Verletzung des Völkerrechts ſich zu erlauben ſei, als dieſe: daß ein Fürſt die Lande eines andern, der mit ihm in tiefſtem Frieden lebt, in Beſitz nimmt, bloß weil es

ſich mit dem Plan ſeines Feindes am beſten reimt; der überführe uns endlich: daß Preußen nicht allenthalben Schwäche über Schwäche verrieth, da es ſich einen beträchtlichen Theil ſeiner Stammländer in Franken, das reiche, geſegnete Markgrafthum Onolzbach, von Napoleon abtrotzen ließ, ein Land, deſſen ungeſtörte Vereinigung mit der Kurmark Brandenburg Friedrich II. im Teſchner Frieden feierlichſt verſichert worden, und deſſen Hauptſtadt unlängſt noch für ſich, wie für alle übrigen Einwohner die ausgezeichnetſten Beweiſe treuer, unerſchütterlicher Anhänglichkeit an das königliche Kurhaus Brandenburg ablegte." Friedrich Wilhelm bezeugte hierüber ſein Wohlgefallen und Dankgefühl in einem erlaſſenen Kabinetſchreiben, worin er der Stadt Ansbach zugleich ſeine Huld zu erkennen gegeben. Und was erfolgte unmittelbar hernach. Bernadotte führt ſeine Völker in dieſes, bisher von Kriegslaſten verſchonte Land, damit auch dieſer, noch des Wohlſtands genießende Winkel von Deutſchland nicht überſehen, ſondern, wie alle andern, die Frankreichs Heere trugen, bis auf's Knochenmark ausgeſogen werde. Welcher Landesvater kann bei dem ſichtbaren Untergang ſeiner treuen Unterthanen unempfindlicher ſein, als der König von Preußen? Wem können die Rechte der Menſchheit weniger gelten, als eben dieſem Monarchen? Wer hat den Schlüſſel zu allen deutſchen Provinzen dem übermüthigen Napoleon in die Hände geliefert? Rede du, heilige Wahrheit! Iſt's nicht Friedrich Wilhelm III.? Jedesmal, da die Franzoſen für ihre Eroberungsſucht einen Anſtrich nöthig zu haben vermeinten, wurde von ihnen die polniſche Theilung zur Hülfe genommen. Dieſe verrufene Zerſtückelung eines großen Königreichs iſt in Napoleon's

eiſerner Fauſt der Coder, aus welchem er die Recht- mäßigkeit ſeiner Eroberungen, ſollten ſie auch bis nach Hindoſtan gehen, überzeugend darlegt. Jetzt ſcheint es, als wäre dieſelbe Theilung von einer andern Seite ins Geſicht gefaßt und gar zum Muſter angenommen worden. Italien und Deutſchland können uns darüber belehren. Napoleon nimmt und gibt Länder, wie immer ſeine Launen geſtimmt ſind. Kurz, er handelt wie der Gott dieſer Welt. Heute fällt ihm ein, der Reichskurfürſten ſeien zu wenig, und er ſchafft ſogleich vier neue. Er will ein Königreich ſtiften. Toscana taugt ihm dazu. Deutſchland hat nur einen Kaiſer, aber keine Könige. Napoleon weiß den Abgang gleich zu erſetzen. Er braucht einen Fürſtenſtuhl für den Kur- fürſten von Salzburg. Napoleon's ſchöpferiſcher Geiſt weiß auf der Stelle Rath dazu. Das vor- malige Hochſtift Würzburg, undankbar für die letzte bayriſche Regierung, ſehnt ſich ohnehin nach einem andern Herrn. Was ſagt hier die Klugheit? Man überläßt dieſe unartigen Franken einem andern Für- ſten. So wird Napoleon Wohlthäter an einem kaiſerlich öſtreichiſchen (von ihm ſeiner Länder be- raubten) Prinzen, und zugleich an jenen, die er vor wenigen Jahren dem bayriſchen Scepter unterworfen hatte. Weil aber die Fürſten, wenn ihnen etwas entzogen wird, eben ſo ſauer drein ſehen, als der arme Landmann, dem der Soldat das Brod aus dem Kaſten nimmt, ſo wollte Napoleon ſeinen nahen Verwandten in Bayern nicht in ähnliche Ver- ſuchung führen, ſondern er nahm mit Vergnügen die Sorge über ſich, den König Maximilian durch ein anderes Stück von Gottes Erdboden in Deutſchland ſchadlos zu halten. Das Fürſten- thum Ansbach, an Bayerns Grenze gelegen, von

wohlhabenden und fleißigen Einwohnern beſetzt, lange vom Krieg verſchont, mit Wein und Getreide verſehen, zog Napoleon's Adlerblick an ſich. Freilich dem König von Preußen zuſtändig, doch das thut nichts zur Sache. Was iſt dem erſten Kaiſer der Franzoſen unmöglich, nachdem er einen römiſchen Kaiſer zu Grunde gerichtet, und die Armee eines Selbſtbeherrſchers aller Reußen nach Haus zu gehen genöthiget? Vielleicht wollte Friedrich Wilhelm III. beide Kaiſer nur deßwegen vom Spiel abtreten laſſen, um das Schach allein mit Napoleon auszumachen? Du irrſt, lieber Leſer, keines von beiden. Schon hat dieſer Letzte ſich's zum Sprüchwort gemacht: Zweimalhunderttauſend Preußen ſind eben ſo viel Vögel. Hunderttauſend derſelben fange ich, und hunderttauſend fliegen davon. Napoleon, mit der Schwäche des preußiſchen Adlers bekannt, durfte ohne alles Bedenken verlangen, daß Ansbach ihm abgetreten wurde. Abſchlägig konnte die Antwort nie ausfallen. Eben das gilt auch von Cleve. Neugebackene Fürſten pflegen in ihrem Vaterlande meiſtentheils in geringer Achtung zu ſtehen. Ein ſolcher aber iſt der Herr Schwager Sr. kaiſerlich franzöſiſchen Majeſtät. Für dieſen mußte dann auswärts ein Land ausgemittelt werden. Nirgends konnte man dieſe Abſicht leichter erreichen, als in Deutſchland. Napoleon durfte nur anklopfen, ſo ging für Murat die Thüre auf. Friedrich Wilhelm öffnete ſie, und nun erhebt ſich ein neuer herzoglicher Hof am rechten Rheinufer, deſſen Wachsthum mit Preußens Verkleinerung parallel ſteht. Für Deutſchlands tiefe Erniedrigung ein bejammernswürdiger Beweis, man betrachte ihn von Murat's, oder Napoleon's, oder Friedrich Wilhelm's Seite. Als

vor ſieben Monaten alle öffentlichen Blätter ein mobilgemachtes preußiſches Heer und deſſen angetretenen Marſch verkündigten, dünkte ſich Europa im preußiſchen Kabinet die Wagſchale zu ſehen, auf welcher Germaniens Loos abgewogen werden ſollte. Schon verehrten unzählige Deutſche den König von Preußen in der Stille, als den Retter der Freiheit ihres Vaterlandes und Herſteller des politiſchen Gleichgewichts, welches ſeit dem Lüneviller Frieden ſich ganz auf Frankreich hinneigte. Schon hörte man hunderttauſend preußiſche Krieger an der ſchleſiſchen, und eben ſo viel an der bayriſchen Grenze, ein Machtwort ſprechen, für welches Napoleon, wenn er nicht ſeine ganze, bei Auſterlitz ſehr geſchwächte Armee, preußiſch-ruſſiſch- und öſtreichiſcher Discretion überlaſſen wollte, nothwendig Achtung haben mußte. Schon war Friedrich Wilhelm dem Anſchein nach an dem Ziel, Schiedsrichter zwiſchen drei Kaiſern und zwei Königen zu ſein. Schon blühte ihm der Name des Großen und Unvergeßlichen in den Annalen der wichtigſten Weltbegebenheiten. Die Ankunft des Grafen von Haugwiz in Wien berechtigte zu den größten Erwartungen. Das Mindeſte, was man ſich verſprach, war die gewiſſe Darſtellung Preußens als einer vermittelnden Macht zwiſchen Oeſtreich und Frankreich. Allein dieſer Miniſter, ganz von Napoleon gewonnen, verläßt den Ort ſeines Aufenthalts, ohne der Welt ein Zeichen von der Abſicht und Wirkung ſeiner Sendung gegeben zu haben. Es müßte denn ſein, wie ſich's jetzt leider anſehen läßt, daß er wegen Hannover, Hamburg, Lübeck daſelbſt nochmals Abrede mit Deutſchlands Unterdrücker gepflogen, oder zu deſſen letzteren Siegen ihm das Glückwunſchcompliment gemacht hätte. Der koſtbare

Augenblick war erſchienen, da die Krone Preußen die glücklichſte Revolution bewirken, Frankreichs Uebermacht in engere Grenzen einſchließen, Europa den Frieden geben, der unter Friedrich II. den franzöſiſchen Heeren ſo furchtbar geweſenen Tapferkeit der Deutſchen ihren vorigen Glanz wieder verſchaffen, Beglückerin der Welt im eigentlichſten Verſtande heißen, alle Reichsſtände, das kaiſerlich öſtreichiſche Haus ſelbſt ſich auf lange Zeiten verbinden, und, damit wir Alles ſagen, Segnungen der ganzen Menſchheit ſich zu eigen machen konnte. Noch am Ende des verwichenen Jahres würden Deutſchlands Verheerungen durch Napoleon's raubgierige Schaaren ihr Ziel erreicht haben. Mann und Roß der Franzoſen, die noch wie Heuſchreckenſchwärme auf Deutſchlands Fluren mitten in einem ſogenannten Frieden Korn und Halm auffreſſen, ſchon in ihre Heimath zurückgewieſen, und unſer ſeit 1792 von Freund und Feind bedrängtes Vaterland endlich zur Ruhe gekommen ſein. Doch — dieſe Vortheile zuſammen genommen, von dem ſcharfſichtigen Hardenberg, Herzberg's würdigem Nachfolger, allein beherzigt, machten auf Friedrich Wilhelm und ſeinen Haugwiz ſo wenig Eindruck, daß er mit zweimalhundert und fünfzigtauſend Mann, denen noch ſechszigtauſend brave Sachſen und Heſſen zur Seite treten konnten, nicht einmal einen Verſuch angeht, Deutſchland vor den Ketten Napoleon's, des Unerſättlichen, ſich ſelbſt aber vor deſſen Subordination zu ſichern. Sollte es einſt zwiſchen dem Pariſer und Berliner Hof zum Bruch kommen, auf weſſen Beiſtand darf wohl dieſer ſodann Rechnung machen? Vielleicht auf Oeſtreichs, Rußlands, Schwedens, Englands? Dazu aber ſoll's ja nicht

kommen! Man denke. Fehlt es etwa an Beweiſen, daß Napoleon alle Reiche Europas von ſich abhängig zu machen feſt entſchloſſen ſei? Mit welcher Verachtung ſpricht er jetzt von Oeſtreichs Macht? Wie niedrig behandelt er Rußland und ſeinen Alexander nach der Schlacht bei Auſterlitz? Wie laut ſagt er, daß die engliſche Regierung abgeändert, das iſt, nach ſeinem Sinn eingerichtet werden muß? Läßt er nicht die Pforte ſtehen oder fallen, wie es ihm gut dünkt? Sind nicht die von ihm neugeſchaffenen Könige ſeine Vaſallen, denen er jetzt noch jene Verbindlichkeiten gegen ſich auflegt, die bekanntlich in vorigen Zeiten nur dem Feudalſyſtem anklebten, daß nämlich der Vaſall dem Lehensherrn mit ſeinem Beiſtande, ſo oft es verlangt wurde, gewärtig ſein mußte? Bisher behauptete das Berliner Kabinet faſt unter allen den erſten Rang. Seine Schritte zogen allgemeine Bewunderung nach ſich, und man hielt den preußiſchen Staat unter einer ſo weiſen Leitung für beneidenswürdig. Dabei konnte man dem Gedanken nicht ausweichen, Preußen werde durch ſeine, von hinreichender Macht unterſtützte Vorſicht, Deutſchland in Ruhe zu erhalten, und vor jeder auswärtigen Gewalt zu ſchützen wiſſen. Bot ſich doch die ſchönſte Gelegenheit dazu an, als mehrere Höfe in Süddeutſchland mit dem von Berlin noch vor Ausbruch der letzten Unruhen in Verbindung treten, oder eigentlicher zu reden, ſich deſſen Schutz anvertrauen wollten. Friedrich Wilhelm, anſtatt ihnen die Hand zu bieten, lehnt ihren Antrag ab, und nöthigt ſie in der kritiſchen Lage, die aus Oſt und Weſt mit ſchwarzen Ungewittern drohte, wie jene Tauben zu handeln, die den Geier wider ihren Erbfeind, den Stoßvogel, zu Hülfe riefen; leider aber auch daſſelbe Schickſal erfuhren. Wer

ſich davon gänzlich überzeugen will, der gehe nach Bayern, dort wird er die franzöſiſchen Geyer im Taubenſchlag ſitzen und die beſchützten Tauben verzehren ſehen. Doch, hat nicht die Holländer, die Schweizer und ſo viele andere unter Napoleon's Flügeln das nämliche Schickſal betroffen? So theuer als dieſer hätte ſich ein Tamerlan und Attila ſelbſt nicht den Schutz bezahlen laſſen. Weine laut auf, edler, biederer Deutſcher, deſſen ruhige Hütte von den erſten Fürſten ungeſchützt, den Heeren des allgemeinen Friedensſtörers zum Aufenthalt dienen muß, Hardenberg, mit Ehrfurcht nenne ich ſeinen Namen, dieſer Edle aus deutſchem Blute, kannte und ſah wie am hellen Mittage die Gefahren, den Untergang des Vaterlandes voraus, — ſah, daß Frankreichs Liebkoſungen Preußens König für nichts anders, als Sonnenblicke im April, deren Gefolge nur Stürme ſind, gelten können, Hardenberg zog den Vorhang auf, damit Friedrich Wilhelm im Hintergrunde die unter dem Gras verſteckte Schlange bemerken könne, und ach! er bemerkte ſie nicht. Sie ſchlich ſich immer näher, bis endlich ihre Cirkel den König in die Mitte brachten, woraus man ohne Gefahr, erdrückt zu werden, nicht entrinnen kann. Der warnende Weiſe zog ſich zurück, der Ehre verſichert, für die Würde der preußiſchen Krone und ihre Unabhängigkeit ein Wort zu ſeiner Zeit geredet, und zugleich als Vormund der deutſchen, jetzt tiefgeſunkenen Nation gehandelt zu haben. Napoleon's ganzer Charakter läßt ſich aus ſeiner Empfindlichkeit über den Miniſter Hardenberg ſo genau entwickeln, daß man nimmer zweifeln kann, er verbinde mit dem unermeßlichſten Stolze die kleinlichſte Denkungsart, und ſei abgeſagter Feind der Tugend und Rechtſchaffenheit. Weil Hardenberg

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

aus einer freiherrlichen Familie in Hannover abſtammt, läßt Napoleon dieſen Miniſter dem preußiſchen Intereſſe nicht günſtig ſein. Wer erräth nicht die Urſache dieſer von Haß erzeugten Beſchuldigung? Kann nicht eben ſo geſchloſſen werden: Napoleon iſt in Korſika geboren, alſo taugt er nicht für Frankreich. Läugnet man hier die Folge, warum ſoll ſie bei Hardenberg gelten. Die Weisheit und Rechtſchaffenheit deſſelben hat ſich durch den Erfolg genugſam gerechtfertigt. Die Welt iſt überzeugt, daß Hardenberg's Rath, wenn ihn der König angenommen hätte, die glücklichſten Wirkungen für ganz Europa würde hervorgebracht haben. Er handelte demnach im Kabinet als treuer, gewiſſenhafter und einſichtsvoller Rath ſeines Königs, dem Preußens und des römiſchen Reichs Wohlſtand am Herzen lag. Napoleon's gegen ihn gefaßter Widerwille iſt die ſicherſte Bürgſchaft für Hardenberg's unbeſtechlichen Charakter und ewiges Zeugniß ſeines Tiefblicks in das Herz des eingebildeten Univerſalmonarchen in den Tuillerien. O Vater Braunſchweig, deſſen Herz heroiſch ſchlägt, konnteſt du nicht in Friedrich Wilhelm's Kabinet dem Kaiſer der Franzoſen ſein, was du einſt im Felde Ludwig XV. und ſeinen Heeren geweſen! Man kann ſich leicht vorſtellen, was in der Seele dieſes Durchlauchtigſten Herzogs, deſſen eigene Angelegenheiten durch die preußiſche Beſitznahme von Hannover ſo bedenklich geworden, nun vorgehen müſſe. Würden von Seiten des preußiſchen Hofes nicht den Verdienſten und der nahen Verwandtſchaft des herzoglich braunſchweigiſchen Hauſes noch einige Rückſichten geſchenkt, ſo wäre es leicht möglich, daß auch die wolfenbüttelſchen Lande unter Napoleon's Beiſtimmung an

den Reihen müßten, weil, nach dem neuen Arrondirungsſyſtem keine mit der Landeshoheit begabten Fürſten und Stände in einem geſchloſſenen Staate geduldet werden ſollen. Auf jeden Fall iſt indeſſen der Wechſel der hannöveriſchen Lande dem Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel höchſt nachtheilig. Die mit dem Kurhauſe Hannover beſtandene Erbverbrüderung iſt nun aufgehoben. Gewerb- und Handlungsverhältniſſe nehmen einen ganz andern Gang. Der Einfluß einer mächtigen Nachbarſchaft begünſtigt nie den Wohlſtand des kleinern Staates. Jede B wegung des größeren ſtört die Ruhe des kleineren, den er umſchließt. Nichts iſt daher gewiſſer, als daß das herzoglich-braunſchweig-wolfenbüttelſche erhabene Fürſtenhaus, aus welchem eine Prinzeſſin zur künftigen Kurfürſtin von Hannover beſtimmt war, durch die franzöſiſch-preußiſche Uebereinkunft ſehr gekränkt, und dieſes als ein wichtiger Theil der tiefen Erniedrigung Deutſchlands, welches ſeine älteſten und größten Fürſten der Uebermacht preis gegeben ſieht, in Rechnung zu bringen ſei. Die unzähligen Veränderungen, welchen ſich alle Reichskreiſe the ls im erſt geendigten, theils im vorigen Kriege nach Napoleon's willkürlichen Vorſchriften unterwerfen mußten, konnten an ſich ſchon nichts als den traurigen Untergang vieler tauſend Familien zur Folge haben. Wenn aber, wie es dermalen leider geſchieht, von Napoleon ſanctionirte oder erweiterte Königreiche dieſem ſich darüber ſo ſehr verpflichten, daß ſie ihre Staaten von franzöſiſchen Kriegsvölkern aushungern, durch die ſchändlichſten Gelderpreſſungen in die bitterſte Armuth ſtürzen, und wie der Fall bei Preußen eintritt, von Familien- und Hausverträgen ſich losreißen, und zu Napoleon's, des Welterſchütterers,

Werkzeugen gebrauchen laſſen, dann iſt gewiß die Stunde vorhanden, da das in Abſicht ſeiner Einwohner cultivirteſte, ſeiner Lage glücklichſte, ſeines Ranges erſte und vorzüglichſte, das deutſche Reich, dem Untergang, an deſſen Rand es geführt iſt, nimmer entfliehen kann.

Sachſen.

Friedrich Auguſt, einer der ſeltenſten Fürſten in Abſicht auf Herrſchertugenden, trat ſeine Regierung zu einer Zeit an, da ſein großes Land noch an tiefen Wunden aus den Zeiten zweier Auguſte und des ſiebenjährigen Krieges blutete. Von ungeheuren Schulden belaſtet, würde dieſer an ſich mächtige Staat im Elend verſunken ſein, wenn er nicht an ſeinem weiſen und milden Landesfürſten, und ſchon an deſſen Oheim, dem Prinzen Xaver, unter einer vormundſchaftlichen Regierung Retter gefunden hätte, die ihn vom Rande des Verderbens zurückzogen. Mit Verbannung alles ſchwelgeriſchen Aufwandes und jeder, oft in wenigen Augenblicken dahin ſchwindenden Pracht von ſeinem Hofe, wußte Friedrich Auguſt binnen dreimal zehn Jahren möglich zu machen, was die Welt nur an Friedrich II., dem Lobredner und Freunde dieſes Fürſten, geſehen hat. Dabei kann man nicht läugnen, daß die hohe Cultur, worin Sachſen allen Ländern in Europa vorgeht, nebſt der vortrefflichen innern Staatsverfaſſung zur Heilung der beregten Wunden ſehr viel beigetragen habe. Häusliche Sparſamkeit,

Benutzung aller Nahrungszweige auf die beſtmögliche Weiſe, Induſtrie in allen erdenklichen Fächern, Unverdroſſenheit im Handel und Gewerbe, dieſe Haupttugenden bei Sachſens gebildeten Einwohnern boten nicht weniger zur baldigen Herſtellung der Wohlfahrt des Staats, den Bemühungen des preiswürdigen Landesfürſten die Hand. Wenn in andern Ländern, denen die Qualen eines langen Krieges alle Ausſichten für dieſes Leben benahmen, Hunderttauſende ihr Vaterland aus Verzweiflung verlaſſen, und ihr Glück in einem andern Welttheil verſucht hätten, blieb dagegen der kunſtfleißige Sachſe in ſeiner Heimath, ſtellte den verödeten Ackerbau wieder her, verbeſſerte Fabriken und Manufacturen, ſuchte Abgang ſeiner Waaren im Auslande, und bahnte ſich dadurch den Weg zu Nahrung und Aufkommen. Lange Jahre hindurch trug zwar das Land eine beſchwerliche, außerordentliche Steuer. Zu ſeinem Glücke wurde jedoch der zweckmäßigſte Gebrauch davon gemacht. Feſtgegründet iſt nicht nur der Staatskredit, ſondern Friedrich Auguſt kann auch über Millionen aus ſeinem Schatze gebieten und bei vorkommenden Bedürfniſſen Rath und That verbinden. Faſſen wir den Fürſten von dieſer Seite in's Geſicht, ſo verdient er weit mehr den Ruhm eines Ländereroberers, als ſein naher Verwandter in Bayern. Hier werden eben ſo viele Millionen dem franzöſiſchen Kriegsdämon geopfert und das Land der Verwüſtung preisgegeben, als hingegen Friedrich Auguſt der Weiſe und Milde Millionen erſpart und jeder Verbindung mit einer Macht ausweicht, die den erſt geretteten Staat einem neuen Verderben entgegen führen könnte. Weder im vorigen noch letzten Kriege ſah man dort den Fußtritt eines Feindes.

Mit den Gränzen ſeiner beträchtlichen Länder, wie ſie ſeit Jahrhunderten beſtehen, zufrieden, wünſcht der wohlthätige Fürſt keinen mit dem Blute und ſauren Schweiße ſeiner Unterthanen theuer erkauften Zuwachs derſelben. Sein Rang iſt keiner Erhöhung fähig, denn wo iſt ein Haus in Europa, deſſen Hoheit ſo tief im Alterthum ſich verliert, als das Sächſiſche? Wer war Moritz, der Urahnherr des jetzigen Kurhauſes, im Streit mit Karl V.? Friedrich der Weiſe ſchlug, ſeiner eigenen Größe bewußt, die ihm angebotene Kaiſerkrone ſchon vor dreihundert Jahren aus. Welche Macht hat ein ſchöneres und geübteres Heer, als Sachſen? Welcher königliche Hof hat Seltenheiten von größerem Werth, als der Dresdniſche, aufzuweiſen? Was bleibt nun zur Vollendung des Glückes eines kurſächſiſchen Regenten und ſeiner Staaten noch für ein Wunſch übrig? Nur der eines ungeſtörten Friedens. Dieſen zu erhalten, hat Kurſachſen bei der bisherigen kläglichen Umwälzung der deutſchen Staatsverfaſſung unter Kriegsunruhen, die andere Länder zu Boden drücken, ſich auf eine muſterhafte Art zu benehmen gewußt. Ohne den mindeſten Kitzel nach einer Königskrone blicken zu laſſen, ſieht der königlich geehrte und geſinnte Fürſt ruhig auf andere hin, die im neuen Purpur das Schreckbild ihrer armen Unterthanen geworden ſind. Sein landesväterliches Herz kennt einen beſſern Gebrauch der aus dem Staate bezogenen Summen, als ihre Verwendung auf unnöthige Kriegsheere und prunkvollen Hofſtaat. Dafür erntet er täglich den öffentlichen und ſtillen Dank vieler Tauſende, die ohne ſeine Milde ihr Leben anfeinden würden. In einer unlängſt erſchienenen Schrift wird die Frage abgehandelt: Ob nicht Kurſachſen berechtigt ſei,

eben ſo wie Bayern und Würtemberg die Krone aufzuſetzen? Kein Vernünftiger wird dieſelbe verneinen, wenn er Sachſen mit beiden in Vergleich ſtellt, und zwar ſo weniger, wenn er Rang, Vorzüge und Alterthum dieſer drei Fürſtenhäuſer gegen einander zu halten die Mühe nimmt. Daß aber die Vortheile, welche ſich dem Verfaſſer der erwähnten Schrift aus der angenommenen Königswürde für den Kurfürſten von Sachſen und deſſen Lande darſtellen, ſo entſchieden ſeien, daran wird mit Recht gezweifelt. Wenigſtens könnten weit ſtärkere Gründe den ſeinigen entgegen geſetzt werden. Ein Geſchäft, das wir den gelehrten Männern, daran Sachſen einen Ueberfluß hat, um ſo mehr überlaſſen, als genauer eine ſolche Veränderung mit ihrem und des Vaterlandes Wohl verbunden iſt. Hier gedenken wir nur des ſächſiſchen Staates, ſo ferne ſolcher an der jetzigen tiefen Erniedrigung von ganz Deutſchland Antheil nimmt. Da fehlt es nun nicht an Beweiſen, daß Sachſen, ſelbſt unter Friedrich Auguſt's gerechter und milder Regierung, und trotz der Wachſamkeit deſſelben für den Wohlſtand ſeiner Länder, den ſchweren Druck, worunter andere ſeufzen, ſehr hart empfinde. Die neueſten Nachrichten aus Leipzig, dieſem wichtigen Handelsplatz, entwerfen ein trauriges Bild von den ſtockenden Geſchäften und Verminderung des kaufmänniſchen Verdienſtes in allen Gegenſtänden. Furchtbare Theurung drückt das ganze kur- und herzoglich-ſächſiſche Gebiet, und dieſe iſt ſogar im Erzgebirge, an einigen Orten bis zur bejammernswürdigſten Hungersnoth ausgeartet. Mehrere Fabriken, denen es an Wolle gebricht, laſſen die Schuld ihres Stillſtandes auf die Engländer fallen, welche dieſes Material bei den Pächtern überall aufgekauft haben

ſollen, und weil ebendieſelben eine große Menge Waaren zur Meſſe nach Leipzig brächten, werde den einheimiſchen Arbeiten das Verdienſt entzogen. Dieſe Klage mag allerdings richtig ſein, uns ſcheint ſie jedoch ſehr übertrieben, wenn man aus dem engliſchen Aufkauf der ſächſiſchen Wolle einen Verfall der meiſten Fabriken im Lande herleiten will. Erſtlich iſt die Wolle ganz gewiß dem engliſchen Käufer im möglichſt hohen Preis angeſchlagen, und es kommt dafür eine anſehnliche Summe Geldes in Umlauf, dann aber bleibt auch dem ſächſiſchen Fabrikanten; die oft im niedrigſten Preiſe ſtehenden, übrigens ſchön und dauerhaft gearbeiteten engliſchen Zeuge in Menge an ſich zu kaufen und ſeine Kundſchaften damit zu verſehen, die völlige Freiheit. Daher nur für Perſonen, welche in den Fabriken dadurch entbehrlich würden, ſich der Schade ergäbe, daß ſie ohne Arbeit bleiben müßten. Und das ſtünde mit einer geſunden Staatswirthſchaft im Widerſpruch, denn dieſe will keine rohen, ſondern verarbeitete Producte in Ausfuhr dulden. Erwägt man indeſſen, daß der ſächſiſche Fabrikant ſein Erzeugniß weder ſo gut, noch in dem niedern Preiſe, als der engliſche liefern, folglich bei Weitem den großen Abſatz, wie dieſer, nicht verlangen könne, viel weniger jemals haben werde, ſo bleibt zwar der Fabrik in Sachſen ein Vortheil zurück, das Publikum hingegen gewinnt durch Waare, die an Schönheit, Dauer und geringerem Preis die einheimiſche übertrifft. Endlich iſt der Weisheit einer kurfürſtlichen Regierung gar wohl das Vertrauen zu ſchenken, daß ſie dem Verkauf der Wolle an Ausländer, wenn ſolcher die Landesfabriken ſtören ſollte, gewiß vorbeugen werde. Geſetzt aber, die ſächſiſchen Fabriken ſeien im beſten Gang, und ihre Magazine voll

auserleſener Waaren, was wäre für ſie zu thun, wenn in andern Ländern, wie dermalen der Fall iſt, der Geldmangel von Tag zu Tag größer würde? Bleiben ihre Fabrikate liegen, ſo iſt es derſelbe Fall mit der Wolle. Da man jedoch zu dieſer einen Abſatz findet, wer wollte den Wollenhändler daran hindern? Alſo ruhet auf den Engländern die wenigſte Schuld der über den Verfall der Fabriken in Sachſen erhobenen Klagen. Ihre Urſache fällt von ſelbſt in die Augen, wenn man Deutſchlands gegenwärtige Lage nur mit einem Blick überſieht. Wenn ein Heer von dreimalhunderttauſend Köpfen auf einmal einbricht, die ganze obere Hälfte des Reichs beſetzt und in die bitterſte Armuth ſtürzt, da es, von ſeinem Kaiſer ganz unbeſoldet, bloß auf Koſten des Bürgers und Landmanns ſich weidet, wenn mehr als hundert Millionen baares Geld dem Haus Oeſtreich entzogen, und außer Umlauf in Deutſchland geſetzt werden, was Wunder, daß der Handel, wie die Mühle ohne Waſſer, mit dieſem aber Alles, was Gewerbe und Fabrik heißt, ſtille ſteht? Möchten doch jene Fürſten, welchen die Vorſicht Macht genug zur Vertheidigung unſeres deutſchen Vaterlandes in die Hände gab, durch den allgemeinen Nothſtand ſich zu ſolchen Maßregeln hinleiten laſſen, dadurch dem weitern Verfall des Reiches geſteuert und zur Hoffnung beſſerer Zeiten noch ein Schimmer übrig bleiben kann! Möchten wir doch der Friedrich Auguſte viele haben, denen das Wohl ihrer Völker ſo nahe liegt, als dem weiſen und beglückten Herrſcher der Sachſen!

II.

Sendſchreiben an Bonaparte.

Von

einem ſeiner ehemaligen eifrigſten Anhänger in Deutſchland.

Deutſchland, Anfangs Juni 1804.

Nein, Bonaparte! Dich zu lieben, iſt ferner nicht mehr möglich. Du machſt es zu arg. Du thuſt gerade das Gegentheil von dem, weſſen die Moral, die Tugend und Vernunft zu Dir ſich verſahen. Viele Tauſende in Deutſchland, die enthuſiaſtiſch an Dir hängen, deren Idol du mehrere Jahre hindurch warſt, können nicht anders, ſie müſſen nunmehr auch auf die entgegengeſetzte Seite treten und eingeſtehen, daß Du nicht einmal ein außerordentlicher Mann, ſondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum, ein Böſewicht geworden biſt. Eben Deine wärmſten Freunde haſt Du gezwungen, Deine ärgſten Feinde zu werden. Betrogene Liebe verwandelt ſich mit Recht in bittern, unverſöhnlichen Haß. Mögen Erfolge dem großen Haufen imponiren, Du — Deine künftigen Erfolge ſeien noch welche, und wie ſcheinbar

groß ſie wollen — wirſt die Meinung der edleren Menſchen niemals wieder gewinnen. Selbſt die Geſchichte wird Deinen Namen nicht weit tragen, weil Dein unmoraliſcher, argliſtiger, boshafter, raſend egoiſtiſcher Charakter, unfähig, Dich in den hellen heitern Hafen der Unſterblichkeit zu führen, Dich an einen wilden, öden Strand treibt, wo kein freundliches, liebendes Auge gern verweilt, wo ſogar der etwaige Dank ermattet und ſich entfernt, wo die Wellen der Zeit Deinen einſt guten Ruf nothwendig zertrümmern müſſen und nichts übrig laſſen werden, als das Wrack der Hoffnungen, mit welchen das denkende Europa anfänglich Deiner Erſcheinung jauchzend entgegen ſah.

Glaube nicht, daß die elende Sucht nach Witzeleien Theil daran habe, wenn ich die Feder ergreife. Meine Betrübniß iſt viel zu tief, als daß ſie ſich in das Gewand der Poſſe kleiden könnte. Wahrer, aus moraliſchem Schmerze entſpringender Zorn verſchmäht Behelfe, die nicht eben ſo ernſthaft ſind, wie er ſelbſt iſt. Ich verkenne Dein ſonſtiges Gutes nicht. Kein vernünftiger, mit der Entwicklung der Völker es gut meinender Menſch, kann Deine Expedition nach Egypten, Deinen Einfluß auf Italien, die Schweiz und Batavien, deine Oppoſition gegen das monopoliſtiſche Britannien tadeln. Sie ſind ſämmtlich nicht der Rede werth, die bekannten Vorwürfe, welche Parteiwuth und abgeſchmackte, einſeitige Politik, aus jenen Beziehungen und dem gegenwärtigen Kriege gegen Dich entnehmen. Was hilft das aber? All' dieſes Gute geht unter in dem Meere von Thorheit, Windbeutelei, Heuchelei, Lügen, krampfhafter Schwäche, hämiſcher Schlechtheit, Niederträchtigkeit, Angſt um Exiſtenz, Prahlerei, ſtinkendem Selbſtlob und toller

Anmaßung, das Dich jetzt umgibt. Du mußt wahnſinnig geworden ſein, weil Du nicht merkſt, daß Du, auf dem Wege, der Abgott von Europa und der größte Weltreformator zu werden, Dich bloß lächerlich, verächtlich und, was das Schlimmſte iſt, ekelhaft machſt. Meine, von jenen ganz verſchiedene Vorwürfe entſprudeln nicht dem begränzten Kreiſe einer Zeit und einer Partei. Sie fallen auf Dein Haupt aus der ewigen Region der Tugend, die die Mit- und Nachwelt und die unabſehliche Bahn des menſchlichen Geſchlechts umſpannt. — Mich zu hören, kannſt Du Dich nicht weigern. Meine Befugniß, Dich anzureden, iſt mindeſtens ebenſo begründet, als Deine Befugniß, Regent von Frankreich zu ſein. Du nennſt Dich den Chef des franzöſiſchen Volkes. Gut! Sieh in mir den Repräſentanten der öffentlichen Meinung, die einige Millionen braver Deutſchen jetzt von Dir hegen. Am Ende biſt Du denn doch auch nichts anders, als ein Individuum, wie ich bin. Und, indem ich gegen Dich auftrete, um Dir derbe deutſche Wahrheit zu ſagen, ehre ich noch das Andenken jener Empfindung, die mich ehemals an Dich feſſelte. Ein wohlorganiſirtes Gemüth bedarf einer Rechtfertigung vor ſich ſelbſt über das Abſterben einer Empfindung, die ihm einſt ſo lieb war. Wiſſe! Ich, der ich dieß ſchreibe, war der eifrigſte Lobredner Deiner Thaten und der Sänger Deines Ruhmes. Meine reinſten und höchſten Wünſche für Dein Gedeihen ſchloſſen ſich den Hoffnungen an, welche alle guten Köpfe in Europa auf Deine Philoſophie, Deine Kraft und Deinen Geiſtesadel bauten. Endlich, ſo hieß es, wird Einer Regent, der aus unſerer Mitte, der ſo iſt, wie wir, der das iſt, was wir ſind. Nicht als Fürſt erzogen, kennt er die menſchliche Geſellſchaft, ihre Verhältniſſe und

das, was ihnen nützt. Eben darum wird er weiſer als alle zum Throne Geborenen und frei ſein von ihren Irrthümern und Laſtern auf dem hohen Poſten, wohin ihn die praktiſchen Erfahrungen und Tugenden des Privatſtandes begleiten. Erhaben über die kleinlichen Leidenſchaften und den egoiſtiſchen Ehrgeiz verſchmeichelter Prinzen, können nur Wahrheit, Moral und Vernunft ſeine Rathgeber ſein, wir können daher getroſt von ihm die Gründung eines ſo vollkommenen, geſellſchaftlichen Zuſtandes erwarten, wie er nur irgend auf Erden möglich iſt. Zu Bonaparte werden die ſchätzbarſten und aufgeklärteſten Männer aller Länder wallfahrten, er wird die Zuflucht aller brauchbaren Leute von Kern und Einſicht ſein, die Dummheit und Bosheit in ihren Heimaten verkennen, kränken und verſtoßen. Bonaparte wird das Zeitalter Friedrich's des Großen, im verſchönerten Bilde, erneuern und ein Reich ſtiften, wie die Welt bisher noch keines ſah. — Selige, herrliche Ideale! die uns Niemand rauben konnte, als allein Du ſelbſt.

Sieh doch um Dich her! Was hat denn eigentlich Dich zum Regenten von Frankreich und vor der Mitwelt groß gemacht? — Nicht Dein Talent! denn außer einigen mathematiſchen und militäriſchen Kenntniſſen weißt Du nichts. Du ergriffſt die Zügel der Regierung, ehe Du die mindeſte Vorſtellung vom Regieren hatteſt (die kurze Regentenſchule, die Du in Egypten durchliefſt, gilt hiebei ſoviel als nichts), und die Art, wie Du regierſt, beweiſet entſcheidend, daß Du davon niemals eine richtige Vorſtellung bekommen wirſt. Keine Regierung taugt etwas und iſt dauerhaft, die nicht moraliſirend iſt und von ihren Operationen alle jene poſitiv-dogmatiſch-religiöſen und politiſchen Heucheleien entfernt, deren Armſeligkeit

in jetzigen Zeiten nicht nur ſogar ſchon den niedern Volksklaſſen mißfällig in die Augen ſpringt, ſondern, was viel bedeutender iſt, die zahlreiche Klaſſe der gebildeten Individuen, welche mit ihren Meinungen und Verſtandeslichtern doch die einzige wahre Lenkerin der Maſſen iſt, zur Verachtung, zum Spotte und zum Haſſe erhabener Gaukler reizt. — Nicht Dein Muth! denn Tauſende um Dich her waren eben ſo muthig, wie Du, und der Widerſtand der verwirrten Wichte mit ſchuldbewußten Wangen, die Du bei Deinem Aufſteigen niedertrateſt, war nicht erheblich, verurſachte Dir nicht viel Mühe. Muth an einem Manne iſt überhaupt kein Verdienſt. Ohne Muth wäre er ja ein Hundsfott. Wer würde denn auch nicht Muth haben, wenn das Ziel des Kampfes groß und lockend iſt? Mancher preußiſche Offizier hat, um von Friedrich dem Großen den Orden pour le mérite zu bekommen, zehnmal mehr Lebensgefahren gewagt, als Du in Deinen italieniſchen Schlachten und bei der Auseinandersprengung des Directoriums. Es iſt ja auch bekannt genug, daß nur die aus Egypten mitgebrachten Millionen und eine Schaar dir ergebener Grenadiere, in allen Fällen Univerſalmittel für den, der ſie bei der Hand hat, Dir zum Conſularſtuhle verhalfen. — Nicht Dein Charakter! der war längſt viel zu ſehr befleckt, zweideutig und unzuverläſſig, als daß ein hohes Vertrauen des Volks ihm hätte zufliegen können. — Du biſt Conſul von Frankreich geworden, — weil die Maſſe des franzöſiſchen Volks revolutionsmüde, und ihm zuletzt jede Regierungsform gleichgültig, oder vielmehr diejenige ihm die willkommenſte war, welche, nach dem langen Sturme, Entſcheidung und Beſtand in die aus der Revolution hervorgegangenen Socialverhältniſſe brachte, — weil die Militärmacht,

von der Du ein Mitglied warſt und die Du anwendeteſt, das einzige Mittel iſt, dieſe Entſcheidung hervorzubringen und Krämpfe der Geſellſchaft zu beendigen, — weil offenbar Niemand, auch keine Partei mehr da war, der oder die im Stande geweſen wären, Dein Wageſtück nur mit einigem Nachdruck zu hindern — Dein Gelten in Europa iſt endlich daher entſtanden, weil außer der ruſſiſchen, preußiſchen und däniſchen alle übrigen europäiſchen Regierungen zufälligerweiſe jetzt gänzlich unfähig ſind, ſich nur einigermaßen frei zu bewegen. Sie lahmen alle. In Petersburg, Berlin und Kopenhagen beſchäftigt man ſich überdem lieber mit der innern Ausbildung, als daß man ſich in die wilden, tollen Händel zwiſchen Frankreich und England miſchen möchte. Euer Kampf iſt ein nichtswürdiges, abſchreckendes, verwickeltes Zerren und Beißen der Hinterliſt, der Wortklauberei, der Finanzunordnung, der Schadenfreude und der Heimtücke, für euch leider! nun einmal nothwendig und in ſofern für Dich unvermeidlich. Aber verdenke nicht andern Leuten, die das nicht zunächſt angeht, wenn ſie euch wie beſoffene, prahlende Bankrottirer, Opiumfreſſer, oder ſolche betrachten, die der Tarantelſtich zu erhitzenden und desparaten Sprungen treibt; wenn ſie dem Spektakel und Geſchrei aus dem Wege gehen, währenddem der übrige Staatenpöbel hingafft und mit den Püffen vorlieb nimmt, die ihm nebenher zu Theil werden, weil er Dir nicht Reſpect einzuflößen weiß. Mäßige daher Deinen höchſt abſurden Eigendünkel. Du biſt bei weitem mehr der Held der Umſtände, als aus innerem Werthe und ſtarker moraliſcher Kraft hervorgegangen. Ehre den Enthuſiaſten! Jenen raſchen, muthigen Kämpfern, die, kein Product der Umſtände, ihnen vielmehr den

Krieg ankündigen! Die, mit der Liſt unbekannt, Alles wagen, die vorwärts ſpringen in die Schlünde des Verderbens, um ihr Zuſchließen zu befördern, die keinen Untergang fürchten, wenn nur Gutes daraus entſteht und hinter ihnen zurück bleibt. Die Welt — o! die iſt immer undankbar gegen ſie, aber eben darum iſt ihr Verdienſt das erſte und höchſte. Sind ſie verſchlungen von den Strudeln, deren Verwüſtungen ſie durch ihr Hineinſtürzen zum Stillſtand brachten, wie klein iſt dann die Kunſt, wie geringe das Verdienſt der ſeinwollenden Beruhiger, die, wenn die Hauptſache abgemacht iſt, den tugendhaften Schatten nachſchleichen! Auf Mirabeau's, Barnave's, Roland's und Danton's Gräbern ſtellſt Du, Bonaparte, Dich jetzt prahlend und hofmeiſternd und bedenkſt nicht, daß ohne die Kämpfe und den Tod jener braven Eiferer Du ewig eine Null geblieben wäreſt. Nach dem Orkane kommen und dann feſt ſtehen, das iſt nicht ſchwer! Wie verſchoben ſind Deine Anſichten von Deiner Poſition! Wie ſehr irrſt Du, wenn Du ſo platthin es der Furcht oder der Achtung zuſchreibſt, daß manches Cabinet, welches ſonſt wohl mitſprechen könnte, Dich ſchalten und walten läßt und England nirgend Hülfe findet! Dieſe Erſcheinung erklärt ſich ja ſehr natürlich aus dem unüberwindlichen Ekel, den die alte, abgeſtandene Miſtjauche politiſcher Kniffe und Ränke, die noch immer in den Cabinetten zu London, Paris und Wien ſtagnirt, nachgerade anderwärts erregt hat. So lange ihr nicht zu ſehr damit umherſpritzt und eigentlich nur euch gegenſeitig beſudelt, wird ſich Niemand mit euch befaſſen, euren Lärmen hindern und eure beſtialiſche Handthierung ſtören. Die brittiſche Regierung, an Unmoralität und Unverſchämtheit der Deinigen gleich, hat das ganze Europa

längſt gegen ſich erbittert. Wozu, und wer ſollte ihr Beiſtand leiſten? Wenn die Tiger und Schlangen ſich würgen, ſo iſt nirgend ein Grund vorhanden, für einen oder den andern Theil parteiiſch zu ſein. Möchtet ihr euch doch in der That erwürgen! Europa kann nur dabei gewinnen. Der Blutsſtröme, die ihr von jeher darin anſtiftet, des Giftes, ſo ihr verbreitet, der Geldpapiere, welche eure Zudringlichkeit auch denen in den Seckel ſchiebt, die ihrer gar nicht nöthig haben, würden dann doch weniger werden und die Inſeln und Colonien in Weſt- und Oſtindien würden ihrer Henker los, die lediglich einer erkünſtelten, geſpannten, monopoliſtiſchen Krämerei in Europa wegen vieler Millionen Glück, Genüſſe und Freuden in jenen ſchönen Ländern grauſam hemmen.

Ich will die, nicht brittiſchen, nicht die vom Frieden zu Amiens, von Malta und Egypten hergeleiteten, ſondern die reellen Vorwürfe, die Du als unmoraliſcher Menſch, und wegen Deiner Maximen als Regent im Innern verdienſt, näher ſubſtantiiren. Dazu bedarf es weiter nichts, als der Anführung ſolcher Thatſachen, deren Wahrheit erwieſen iſt und die Du nicht ableugnen kannſt.

1.) Du biſt ein grober, frecher Heuchler! Das beweiſet ſchon ſonnenklar Dein mit dem Papſte geſchloſſenes Concordat. Niemand hätte etwas dawider gehabt, wenn Du das Religionsweſen der innern Landespolizei unterwarfſt, jedem Bürger frei ſtellend, ob er ein Stück Teig, eine Nachtmütze, oder den erhaltenden Weltgeiſt der Natur und des Firmaments anbeten wollte; wenn Du in dieſer Angelegenheit das kalte nüchterne Syſtem Friedrich's des Großen befolgteſt. Aber was in aller Welt nöthigte Dich denn, die katholiſche Religion zur Staatsreligion

von Frankreich zu erklären und ihre Spitze fortwährend an den entfernten Papſt in Rom zu binden, der gerade die unnützeſte Kreatur und der überflüſſigſte Poſſenreißer in ganz Europa iſt? Konnteſt Du Deine Biſchöfe oder lieber Conſiſtorien nicht ſelbſt beſtallen und ſie völlig von dem römiſchen Pontifex trennen, der allmälig auch den dummſten Leuten lächerlich und verächtlich wird? Oder — ich frage Dich auf Dein Gewiſſen und unter Berufung auf den geſunden Menſchenverſtand — glaubſt Du wirklich an eine geoffenbarte Religion, an die Jungfrau Maria, die Dreieinigkeit, das Paradies, das Fegfeuer, den Teufel und ſeine Großmutter? Iſt in Deinen Augen der Papſt wirklich ein Statthalter Gottes auf Erden? — Wenn Du ſo blödſinnig wärſt, ſo erwürbe ſich derjenige ein wahres Verdienſt um Deine Aufklärung, der aus unſers deutſchen Luther's Schriften, die Broſchüren: Das Papſtthum zu Rom vom Teufel geſtiftet, ferner: Wider Hanswurſt, für Dich überſetzte. Sollteſt Du im Ernſt nicht wiſſen, daß mehrere geſcheidte Päpſte mit dürren Worten ihre eigenen Functionen für eine Poſſenreißerei, gegründet auf die einträgliche Fabel von Chriſto, erklärt haben? daß Ganganelli ſeinen apoſtoliſchen Segen eine Betrügerei nannte? — Wenn eine Papſtwahl beendigt iſt, ſo beſteht bekanntermaßen die erſte öffentliche Verrichtung des neuen Papſtes darin, daß er in vollem Anzuge, wozu auch ein Mantel mit weiten und langen Aermeln gehört, begleitet von zwei Cardinälen als Adjutanten, hinaustritt auf den Balcon, ich weiß nicht ob der Peterskirche oder des Vatikans, und von da hinab, dem auf einem großen Platze verſammelten und harrenden römiſchen Pöbel den Segen ertheilt. Der Balcon iſt aber ſo hoch

und das Gewühl des Volkes ſo ſummend, daß es nicht möglich iſt, das Geringſte von dem zu hören, was der Papſt dort oben ſpricht, wiewohl man ihn und die Bewegung ſeiner Arme deutlich ſehen kann. Als Ganganelli Papſt geworden war, mußte er dieſelbe Ceremonie vornehmen. Von den ihn begleitenden Cardinälen, die beide ſeine vertrauten Herzensfreunde und mit ihm gleich geſinnt waren, hieß der eine Doria. Ganganelli trat auf den Balcon, erſtaunte über die unzählbare Menge vor und unter ſeinen Füßen und fragte unwillkührlich, indem er die Aermel zurückſtreifte: Wovon mögen doch alle dieſe Menſchen leben? — Wahrſcheinlich betrügt immer einer den andern, antwortete Doria. Lächelnd beugte ſich Ganganelli hierauf etwas vorwärts, machte mit gehobenen Armen das Kreuz in der Luft und ſagte gleichſam als Fortſetzung des Geſprächs mit ſeinem Freunde: Und ich betrüge euch Alle, Amen! Das Volk, das dieſe Worte nicht hören konnte und nur das Kreuzmachen ſah, hielt ſie für den erwarteten apoſtoliſchen Segen, warf ſich auf die Kniee, berührte mit den Stirnen die Erde und ſchlug ſich gläubig an die Bruſt, während dem die Drei von dem Balkon mit komiſcher Verachtung hinab blickten, wie ihnen auch nicht zu verdenken war.

Mittelſt des Concordats haſt Du, Bonaparte! unter Anderm den Unſinn des Cölibats, mithin die Hurerei der Pfaffen, beſtätigt. Da möchte man Dich wiederum auf Luther's Schrift: Ermahnung an die geiſtlichen Herren, daß ſie falſche Keuſchheit meiden und zur rechten ehelichen Keuſchheit greifen; verweiſen, in welcher der wackere, verſtändige Mann, das ſiebente Capitel der erſten Epiſtel an die Korinther, woraus Narren

und Unmenſchen eben das Cölibat hergeleitet haben, nach der rechten Meinung Pauli erklärt, damit es nicht länger der Schanddeckel der Unzucht bleibe. Haſt Du niemals in den Briefen des großen Friedrichs, deſſen Bild doch in Deinem Cabinette hängt, die Stelle geleſen? wo er ſagt: C'est le comble de demence, c'est une idée atroce et revoltante, de manger son Dieu. Nun! Friedrich der Große hat ein halbes Jahrhundert regiert ohne das Abendmahl zu genießen und chriſtliche Kirchen zu beſuchen; demungeachtet gingen die Sachen gut und ſeine Regierung belehrte zuerſt praktiſch Europa darüber, daß das Regieren eigentlich ein völkerbildendes Amt und kein Privatgenuß für die Leidenſchaften der Regierer ſei. Bei alle dem drang er ſeine Anſichten der poſitiven Religionen Niemand auf. Jeder konnte glauben und ſo viel religiöſe Schnurren ſich vormachen laſſen, als er wollte. Er ſelbſt heuchelte aber nie, denn Heucheln verträgt ſich mit keinem wahrhaft großen Charakter. Einem Solchen genügt an der Moral, die dem Schooße der Geſellſchaft unmittelbar und allgemein verſtändlich entſteigt. In eben der Art hätteſt Du Dich benehmen ſollen, wenn Du Dich auf wahre Charaktergröße und Moralität verſtündeſt. Immerhin mochteſt Du eine oder zehn Religionen in Frankreich polizeilich organiſiren, und ſie der allgemeinen Aufſicht des Staats unterordnen. Nur Du mußteſt zu keiner gehören, die Ceremonien keiner einzigen mitmachen, da Dir doch unfehlbar einleuchtet, daß alle poſitive Religionen auf dem Wege ſind, aus dem gebildeten und ſich täglich mehr entwickelnden Europa zu verſchwinden, um der natürlichen als der einzig wahren, die in der Geſtalt des Proteſtantismus heranrückt, Platz zu machen. Selbſt

Dein eigenes Frankreich iſt über die Hälfte, die Armee und die Beamten ſind ganz irreligiös, und das iſt gut, weil Dein Concordat ſolchergeſtalt von der Zeit weggeſchwemmt wird und jeder Staat um ſo früher zu ſeinem Glücke vorſchreitet, als die Vorſchriften einer geſunden Moral, die jeder Menſch, den man nicht von Jugend an verbildet, ganz leicht begreift und in ſich aufnimmt, den religiöſen Wahn und Wuſt aus ſeinen Grenzen verdrängen. Schweige mit der ſeichten Entſchuldigung, Du wolleſt einer Einrichtung, die Du dem Volke gegeben, ſelbſt Achtung bezeigen. Dergleichen Kniffe ſind allzuſehr abgenutzt, als daß in jetzigen Zeiten noch Völker davon ſich täuſchen ließen. Im Gegentheil iſt die Wahrheit bereits ziemlich allgemein verbreitet, daß keine Regierung das ſchändliche Recht habe, ein Volk mit religiöſen Erfindungen und Geckereien zu betrügen, auch nicht um ſogenannter guter Zwecke willen, da es zu guten Zwecken überall nähere Pfade gibt, als durch ein Chaos von Abſurditäten. Das Verderben der heutigen Regenten liegt in dem Mangel an Muth, läppiſche, unpaſſende und unbequeme Formalitäten der Vorzeit von ſich zu ſtoßen und auf die rechte Weiſe Souverains zu ſein. So lange noch irgend ein Regent in Europa einen Beichtvater hat und ſich irgend einem religiöſen Zwange unterwirft, wird der geſellſchaftliche Zuſtand immer kränkeln. Wahrſcheinlich lachſt Du über den deutſchen Kaiſer, daß er alle Jahre einmal, zwölf armen Männern die Füße wäſcht. Iſt denn aber Dein Beſuchen der Meſſe etwas Beſſeres? Wie viel klüger wäre es, wenn Du, gleich dem Kaiſer von China, in jedem Frühlinge den Pflug in die Hand nähmeſt, deſſen Anwendung auf den Erdboden, die Baſis der Societät und ihrer tauſend-

fachen Genüſſe iſt. Läßt die lange Dauer des chineſiſchen Reichs ſich anders erklären, als daraus, daß ſeine Religion, gehalten gegen alle übrige Religionen, mit den wenigſten Poſſen, Fratzen und willkührlichen Chimären durchwebt iſt? Du biſt Mathematiker. Du beſuchſt ja La Lande's aſtronomiſche Vorleſungen im National-Inſtitut. Du mußt folglich doch einige richtige Anſchauungen vom Weltgebäude und Einſichten in ſeinen Zuſammenhang haben. Aſtronomie iſt aber die allerentſcheidendſte Vertilgerin der kleinlichen und kindiſchen Dogmen poſitiver Religionen und erfüllt die Seele mit einem ſo beſtimmten Widerwillen dagegen, daß auch nicht einmal die Heuchelei füglich mehr möglich bleibt. Was müſſen daher die Aſtronomen und Mitglieder des National-Inſtituts von Dir denken, daß ſie in Dir einen, mit ſeiner beſſern Ueberzeugung in geradem Widerſpruche ſtehenden Heuchler ſehen, der, nicht zufrieden mit der eignen Qual, auch ſie zwingt, Gehilfen ſeiner Volksbetrügerei zu ſein? Schämſt Du Dich nicht, einem La Lande und ſo vielen andern Gelehrten anzuſinnen, daß ſie, deren Blicke an die Durchwanderung des Univerſums gewöhnt ſind, einige unſinnige und kindiſche Ceremonien auf einem kleinen Flecke unſers dunkeln Erdballs mitmachen und ſich in Gaukeleien verwickeln ſollen, die Dein beſchränkter Geiſt bloß deßhalb begünſtigt, damit Du auf dem kleinen Erdflecke nach Deinen Projecten regieren, befehlen und herrſchen könneſt? Wenn die ſämmtlichen Einwohner Frankreichs, wirklich ſo verrückt und ſchwachmüthig wären, als ſie, wie es ſcheint, nach Deinem Syſtem ſein ſollen, ſage ſelbſt, wäre es dann wohl des Wunſches und der Mühe eines klugen Mannes werth, der Regent eines ſo verächtlichen Menſchenhaufens zu ſein?

Was thuſt Du? Du läſſeſt Dich von Pius VII., in dem Creditiv für ſeinen Legaten, Caprara: Liebſter Sohn in Jeſu Chriſto, nennen, läſſeſt Dich am erſten Oſterfeiertage 1802 mit acht Pferden in die Notre=Dame=Kirche fahren, dort von dem Pariſer Erzbiſchofe den reichen Säbel, den Du an dieſem Tage trugſt, und Dich ſelbſt mit Weihwaſſer beſprengen und mit Weihrauch beräuchern, und hörſt dann öffentlich die Meſſe, Du läſſeſt die Fahnen braver Krieger von Pfaffen einweihen, läſſeſt das Herz Pius VI. mit vielem Pomp nach Frankreich bringen und beiſetzen, Du beſuchſt oft mit einem zahlreichen Hofſtaat die Meſſe, Du lieferſt das Götzenbild nach Loretto zurück, Du beobachteſt die Faſten, Du gibſt mit eigenen Händen den Biſchöfen Kreuz und Kappe und ſorgſt dafür, daß ſie Kardinäle werden, Du ſtellſt die Feier des Sonntags wiederum her und führſt den verwirrten chriſtlichen Kalender wiederum ein, der zu den aſtronomiſchen Kardinal=Wendepunkten der Zeitrechnung gar nicht paßt, und was des Unſinns mehr iſt. Das Alles thuſt Du ohne zu erröthen, gleich dem Schauſpieler, der, ſo lange ſeine Rolle dauert, ſeinen eigenthümlichen Charakter ablegt. Es kann nicht fehlen, Deine Miniſter, Generale und Adjutanten, wenn gleich ſie ſich eine Weile in die tollen Poſſen gefügt haben, müſſen ſie am Ende unerträglich finden, über Dich lachen, und nach dem Lachen, Dich wegen Deiner Hartnäckigkeit, das Abſurde ſchlechterdings für etwas Kluges auszugeben, haſſen, denn ſie wiſſen es ja, daß Du lügſt. Sind die Franzoſen laſterhaft ſo mußteſt Du ſie moraliſiren und folglich ſelbſt ein Muſter ſein gerader Wahrheit und reiner Tugend. Nichts auf Erden iſt ungereimter, anſtößiger und unleidlicher, als ein Re=

gent und Miniſter, die weder das Laſter haſſen noch die Tugend lieben, ſondern im feigen Verſtecken hinter die Schanzen der Macht und des kalten Betrugs, mit Tugend und Laſter nur in einem ſcandalöſen Compenſations-Calcül leben; die es für ſalomoniſche Weisheit gehalten wiſſen wollen, daß ſie, die doch am Ende über die bürgerlichen und Staatsangelegenheiten, Verbrechen und Belohnungen entſcheiden müſſen und auch wirklich entſcheiden, ihre Perſonen immer ſcheinbar unparteiiſch von den Sachen trennen. Eine Trennung, die niemals wahrhaft möglich iſt und nie ausgeführt wird, weil ſie unnatürlich wäre, die aber gleichwohl zum Vorwande gerade der boshafteſten Regentenkniffe dient. Alle Heuchelei im Regieren iſt infam, und damit Dir Niemand in Frankreich dieß in's Geſicht ſagen könne, haſt Du dort die Preßfreiheit bis auf die letzte Spur vernichtet. Der türkiſche Staat, oder vielmehr Miſchmaſch, muß und wird, der ſtumpfſinnigſte Zeitungsleſer kann ſich davon überzeugen. jetzt bald auseinanderbrechen. Ein bedeutender Theil Deiner politiſchen Pläne iſt ſehr richtig auf dieſe Wahrheit gegründet und nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß über kurz oder lang, wenn jener Fall eintritt, Frankreich Egypten in Beſitz nehmen muß, welches auch Niemand, England ausgenommen, ihm mißgönnt. Die Nothwendigkeit dieſes Deines auswärtigen Syſtems wird überall begriffen und geglaubt, dem ungeachtet verfällſt Du ſtets in die allergröbſte Doppelzüngigkeit, wenn von der Türkei und Egypten die Rede iſt. Bald ſprichſt Du, die Pforte werde zuſammenſtürzen, bald verſicherſt Du, Frankreich ſei ihr treueſter Alliirter und wolle ihre Erhaltung ſich dringend angelegen ſein laſſen. Du biſt in keinem Stücke gerade und wahrhaft, ſondern immer

zweideutig und voll Widerſprüche. Ueber die freilich nichtswürdigen Machinationen des engliſchen Geſandten Drake in München gegen Dich haſt Du ein Geſchrei erhoben, als wenn der Himmel einfallen wollte und als ob dergleichen hinterliſtige Manövers noch gar nicht in der Welt vorgekommen wären. Wie ſeltſam! Denke doch an Irland, wo Du ganz ähnliche Scandale anſtifteſt. Deine Heuchelei iſt aber ſo impertinent, daß Du allen europäiſchen Cabinetten zumutheſt, ſie ſollen nur auf die Malicen der Engländer ſchimpfen und die Deinigen billigen. Und doch — Pitt, Addington, Talleyrand, Bonaparte — es iſt Alles eine Wäſche. Ihr gehört Alle in einen Topf. Ihr ſeid ſämmtlich ſtinkendes Fett und ranzige Butter. Ihr ſeid Alle gleich aufgelegt zu gleich verruchten Dingen und man kann ſich des Ausſpuckens nicht erwehren, wenn man hört, wie großſprecheriſch der Eine ſich über die Andern beſchwert, als wenn ſie ihm das bitterſte Unrecht anthäten. Du fluchteſt auf dem Schlachtfelde von Ivry Allen denen, welche fremde, auswärtige Einflüſſe nach Frankreich rufen, und dennoch dringſt Du bei jeder Gelegenheit Deutſchland Deinen unſeligen Einfluß auf, zündeſt Du in Irland die Fackel der Empörung und Meuterei an. Deine anſtößige, höchſt überflüſſige Bevormünderung Deutſchlands in den Entſchädigungsangelegenheiten, Dein läppiſches Mitſprechen und Begünſtigen der württembergiſchen und badenſchen Commiſſion zur Entſchädigung der heilloſen Reichsgrafen, in der ſchon durch ihren Namen beſchimpfenden Reichsprälaturen Ochſenhauſen (ein Deliberationsort, den gewiß der franzöſiſche Witz erkohren hatte), Deine hämiſche grobe Beſchützung der Reichsritterſchaft, deren Fortdauer im bisherigen Sinne für Deutſch-

lands Ordnung, Polizei und Gerechtigkeitspflege offenbar ſchädlich iſt — was ſind ſie denn anders, als verfluchenswerthe Einflüſſe, womit Frankreich Deutſchland canaillirt, in der Abſicht, Deutſchlands Kraft zu zerſplittern und zu ſchwächen, um in deſſen weſtlicher Hälfte nach Belieben und Gelegenheit ungeſtraft dominiren zu können? Faſt verdient die deutſche Dummheit, die, ſo lange der deutſche Kaiſer nicht abgeſchafft wird oder Wien der Kaiſerſitz bleibt, niemals in Klugheit ſich umwandeln wird, eine ſolche proſtituirende Behandlung, da ſie nach den ſchmerzlichſten Kränkungen hinterher Dein ſchmähliches Geſchwätz von bezeigter Mäßigung und Großmuth noch obenein geduldig anhört.

2) Du biſt ein unleidlich ſtolzer Narr, von einer Selbſtſucht, einer Aufgeblaſenheit und einem Eigendünkel, wie man ſonſt nur in den Tollhäuſern antrifft. Die raſendſte Arroganz der ehemaligen römiſchen Cäſaren, der Kaiſer von Japan, der indiſchen, perſiſchen, tartariſchen und afrikaniſchen Deſpoten iſt pure Kleinigkeit gegen Deine grenzenlos ausſchweifende Wuth, Dich in allen erdenklichen Arten von Ziererei zu ſpreizen. Man hat bisher über den nackten und ſchwarzen König von Congo gelacht, der mit einigen Papageien- und Pfauenfedern, die er ſich in den Hintern ſteckt, einherſtolzirt, währenddem ſeine Diener nur Schilf- oder Strohhalme in ihre Hintern ſtecken dürfen. Jetzt muß man über Dich und den Putz und Glanz lachen, wodurch Du Dich von den andern beiden Conſuln und Deinen Miniſtern unterſcheideſt. Keinesweges brauchteſt Du demüthig, ſcheu und verlegen zu ſein. Das erwartet und verlangt Niemand, weil es keinem Regenten ziemt. Aber in der Stille und in Deines Herzens Schrein ſollteſt

Du doch immer bedenken, daß Du vor nicht gar langer Zeit nur noch Artillerie-Lieutenant und einer der unbedeutendſten Menſchen auf Erden warſt; ſollteſt doch wenigſtens Dich nicht bei jeder Gelegenheit ſo unverſchämt ſelbſt loben. Wo wir nur etwas leſen und hören, das Du von Dir ſelbſt ſagſt, da glaube mir, hängt es uns auch ſchon für Ekel zum Halſe heraus. Wer hätte je vermuthet, daß Dir der Kamm ſo ſchwellen würde, um den vormaligen Königen von Frankreich nachzuäffen und den ganzen langen, thörichten Kram der Etikette, womit jene Schwachköpfe ſich umgaben, nicht nur wieder einzuführen, ſondern noch zu vergrößern? Wärſt Du ein Mann von wahrem innern Werthe, quälten Dich nicht die reißendſten innern Zweifel über Dein Wollen und Können, würdeſt Du dann wohl Dich mit dem weitläufigen Bombaſt, dem beſchwerlichen Plunder des Hofſtaats, der Deine Paläſte erfüllt, belaſten? Welche Ceremonien und Anſtalten, welche ermüdende Formalitäten begleiten Deine Couren! Wozu überhaupt Couren? Geht nicht die koſtbare Zeit bei der langweiligen Grimaſſe verloren? Läßt ſich dort etwas Reelles beſprechen und abthun? Gaffen und begafft werden, das iſt dabei der einzige Zweck, unter dem Geſchäfte und Sachen mehr leiden als gewinnen. Du, der Artillerie-Lieutenant, der Parvenü, der Nichtadelige, der Chef einer ſogenannten Republik, verſtatteſt nur denen Fremden Zutritt bei Deinen Couren, die in ihren royaliſtiſchen Heimathen courfähig ſind. Du haſt bei Deinen Couren die lächerliche Tracht der Escarpins, der Haarbeutel und Degen wieder anbefohlen. Bei Deinen Couren muß der zweite Conſul Deine Frau führen, gleich als wäre er Dein Adjutant. Deine Frau ſitzt auf einem breiten Armſeſſel, ihre Hofdamen

und die andern courmachenden Weiber müſſen auf Tabourets ohne Lehnen ſitzen, wie es ſonſt bei den Königinnen von Frankreich üblich war. Du trugſt, als Du am erſten Oſterfeiertage 1802 Dich in die Notre-Dame-Kirche erhobſt, den aus der Krone von Frankreich geſtohlenen großen Diamanten auf Deinem Säbelgriff, ließeſt das Hutabziehen vor Dir befehlen, ließeſt die beiden andern Conſuls als gehorſame ſubalterne Maulaffen hinter Dir gehen und ſetzteſt Dich allein auf einen prächtigen, erhabenen Thron, unter einen golobetroddelten Baldachin. Wenn eine Deiner Schwägerinnen in Wochen kömmt, ſo wird das dem Staate, den Behörden und dem diplomatiſchen Corps officiell angezeigt und Deine Miniſter und Staatsräthe nebſt den auswärtigen Geſandten müſſen der Wöchnerin und dem Kinde ihre Aufwartung machen. Als Dein Schwager Leclerc in Domingo geſtorben war, wurde Hoftrauer angeſagt. Dein Styl an das geſetzgebende Corps iſt: Das geſetzgebende Corps beliebe meinen Dank anzunehmen ꝛc., und der Stadt Straßburg ließeſt Du ſagen: Du wäreſt mit ihr zufrieden, da doch eigentlich Du Dich glücklich ſchätzen ſollteſt, wenn Straßburg und andere Städte von gleichem Range mit Dir zufrieden ſind. Der Bildhauer Canova muß Dir nach Deinem Willen und nach Deiner Wahl bei lebendigem Leibe eine koloſſale Statue verfertigen. Auf Deine eigene Anordnung wird Dein von David gemaltes Bild unter dem Donner von 24 Kanonen in der Bibliothek des Invalidenhauſes aufgeſtellt, womit Du zeigſt, daß Du noch närriſcher biſt, als in einer großen deutſchen Stadt ein gewiſſer bekannter närriſcher General, der bei einer Schulfeierlichkeit in einer militäriſchen Erziehungsanſtalt, zufolge eigener Beſtellung, das Bild

der Minerva über ſein perorirendes Haupt hängen ließ. Aus dem Saarbrückiſchen müſſen Rehe und Hirſche Dir nach St. Cloud geliefert werden und dort empfängt ſie der General-Capitain Deiner Jagden, d'Hannincourt. Du verſchenkſt Doſen mit Deinem Bilde und eben damit prangen die jetzt in Frankreich geprägten Münzen. Du duldeſt, daß Dich auf Deinen Reiſen die Präfecten und Mairs der Städte mit: Unterthänig, anreden. Auf der Reiſe nach Rouen im Herbſte 1802 ließeſt Du Dich in Beauvais von Menſchen ziehen. In Rouen ſelbſt haranguirte der Maire Dich folgendermaßen: Die große Nation, die, ſeit Sie, erhabener Mann, dieſelbe gewürdigt haben, als Chef an ihre Spitze zu treten, nichts als heroiſche Thaten athmet ꝛc. Dieſe und eine Menge ähnlicher ungeheurer Hyperbeln des kriechenden Schwätzers hörteſt Du ganz ernſthaft an und beantworteteſt ſie in eben der breiten Manier, verſteht ſich mit dem frechſten Beiſatz von Superiorität. So machte es nicht der große Friedrich. Nie ließ er ſich von Menſchen ziehen und das hündiſche Schmeichlerweſen war ihm eckelhaft. In einem ſchleſiſchen Städtchen trat einſt der Burgermeiſter an Friedrich's Wagen, in der Abſicht, eine prunkvolle Rede zu halten und begann pathetiſch: Als Hannibal nach Karthago kam, da — Halt, rief der König, da hatte Hannibal ſchon gegeſſen, ich aber, lieber Freund, bin hungrig, kann mich nicht verweilen und habe noch einen weiten Weg; laß Er's nur gut ſein! Damit hatte die pompöſe Ceremonie auf der Stelle ihr Ende. Du hingegen ließeſt in Rouen abermals das Volk Deinen Wagen ziehen, der ſchmeichelnde Maire mußte ſich neben Dich ſetzen

und Du eröffneteſt ihm: Es mache Dir Vergnügen, daß die Bürger Dich mit ſolchem Vorſpann aufnähmen, Du betrachteteſt das als ein Zeichen ihrer Liebe, dafür wolleſt Du nun ſie in der Perſon ihres Mairs dadurch wiederum ehren, daß Du den Maire in der Kutſche ſitzen laſſeſt, und das ſolle der Maire von Deinetwegen den Bürgern kund und zu wiſſen thun. Eben damals in Rouen war es, wo Du den kleinlichen erbosten Aerger über die amneſtirten Exadeligen, die ſich nicht zur Cour bei Dir einſtellten, nicht unterdrücken konnteſt und dem Häuflein derſelben, welches der angſterfüllte Präfect eiligſt zuſammen getrieben hatte, mit dem Dir eigenen ſataniſchen Lächeln ſagteſt: Sie möchten bedenken, daß derjenige, der die Macht gehabt habe, ſie zurück zu rufen, ſie auch, wenn er es gut fände, wieder fortſchicken könne. Jedesmal, wenn Du von einer Reiſe zurück kommſt, und Dein Fuß die Schwellen von Malmaiſon und St. Cloud wieder betritt, müſſen in Paris die Kanonen gelöst werden. Der Luxus in Deinen Schlöſſern überſteigt den aller vorigen Könige von Frankreich, er ſpricht allen Begriffen von Beſcheidenheit Hohn und empört auch die ſanfteſten Menſchen zum Unwillen. Wie biſt Du denn in die Schlöſſer gekommen? Aus welchem Rechte ſind ſie Dein? Hat die Nation ſie, ſammt ihrem glänzenden Inhalt, Dir geſchenkt? Wer hat Dich zum Herrn des Nationaleigenthums gemacht, daß Du und Dein Weib euch mit den Spolien ehemaliger Könige und Königinnen behängen, im Staatseinkommen nach Belieben wühlen, und euch mir nichts dir nichts als eine Landesherrſchaft benehmen dürft? Wahr iſt es, die Bourbons

waren und ſind meiſt dumme Teufel und einem Gimpel, wie Ludwig XVI., konnte es nicht anders ergehen, als es ihm ergangen iſt; dem ungeachtet iſt es mechant, daß Du Dein Weib, Deine Brüder und alle eure Verwandte euch mit dem Nachlaß und den Effecten ſolcher Tröpfe brüſtet! Ganz Europa ſpricht dazu ſein Pfui! Und jeder brave Mann zuckt die Achſeln, daß Menſchen, denen ſo viel Gutes und Treffliches zugetraut ward, ſich ſo grob vergeſſen, von der geſunden Vernunft entfernen und der augenſcheinlichen Schande mit ſolcher Keckheit trotzen können. Iſt es nicht klare Albernheit, daß Deine Frau ihr Schlafzimmer und ihr Bett mit aſiatiſchem Pomp ausſtaffirt und vom Publikum beſehen läßt? daß ſie von den hundertmal geplünderten Belgiern prächtige Spitzenkleider zum Geſchenk annimmt? Was ſoll der Stern bedeuten, der doch wohl nur mit Deiner hohen Erlaubniß, allenthalben in den Theatern oder wo Du ſonſt öffentlich erſcheinſt, über oder vor oder unter Dir angebracht wird? Iſt etwa die Wiederherſtellung der Orden auf dem Tapet? — Täglich auf neue blendende Narrheiten ſinnend, haſt Du ſogar den auf den 16. Auguſt placirten alten Heiligen, Rochus, aus dem von Dir ſelbſt wiederum eingeführten chriſtlichen Kalender ſtreichen und dafür einen andern Heiligen, Namens Napoleon, von dem bisher kein Menſch ein Wort wußte und der folglich geradezu aus der Luft gegriffen iſt, an ſeine Stelle ſetzen laſſen und zwar mit großen Buchſtaben. Warum? damit doch wenigſtens Dein Namenstag gefeiert werden könne. Bisher ſtand der Name Napoleon nirgends im chriſtlichen Kalender und Dein Geburtstag kann nicht füglich gefeiert werden, weil er auf den 15. Auguſt, das iſt, auf Mariä Himmelfahrt fällt und Du alſo mit der

Jungfrau Maria in Colliſion kämeſt. Was Dich angeht, das iſt Alles merkwürdig und feierlich, und nun kann doch am 16. Auguſt Dein Geburtstag und Namenstag zugleich gefeiert werden. Wie ſchade wäre es geweſen, wenn die Nation dieſen feſtlichen Tag verloren hätte! Europa erſtaunt immer mehr und mehr darüber, daß nicht Eckel und Zorn Dich aufbringen, gegen die Sündfluth abgedroſchener und fader Schmeicheleien, womit gewinnſüchtige Staatsbeamte und furchtſame Schriftſteller Dich um die Wette überſchütten, daß Du der ſchleichenden Canaille nicht in die Angeſichte ſpukſt, ſondern ſogar ſelbſt dafür ſorgſt, daß die an Dich gerichteten Loblieder hungriger Dichter in den Moniteur eingerückt werden. Aus derſelben Schamloſigkeit entſpringt der eckelhafte, unausſtehlich prahlende Ton in allen öffentlichen Verhandlungen Frankreichs, wo es einmal über das andere heißt, daß der Chef der großen Nation der Heros ſeiner Zeit ſei und nach ſeiner unvergleichlichen Weisheit der Welt den Frieden geben und nehmen, die Politik reinigen, die Verbrechen der übrigen Cabinette ahnden könne, und als ein wohlthätiger Genius über der Menſchheit ſchwebe ꝛc. Mittlerweile befördert dieſer edle Chef, dieſer ſeltene Heros, dieſer erhabene Genius, ganz nach dem plumpen Eigennutz gemeiner Seelen, ſeine Brüder, Schwäger und Verwandte, die doch unmöglich alle Genies ſein können, zu den oberſten und einträglichſten Bedienungen, und dieſe Nimmerſatten, nicht zufrieden mit Hunderttauſenden, häufen Millionen auf Millionen, indem ſie den unvernünftigſten Luxus und die brutalſten Laſter mit einer Frechheit zur Schau tragen, welche nur ein ſo verdorbenes, abgeſtumpftes und mit Scandalen vertrautes Volk wie die Franzoſen ſind, mit anſehen kann, ohne d'rein

zu ſchlagen. Frechheit im Superlativ iſt es denn doch ohne Widerrede, wenn einer Deiner ehemals blutarmen Brüder jetzt die Jungferſchaft einer Schauſpielerin, der Mamſell Georges, mit hunderttauſend Francs erkauft, ſie zur Maitreſſe nimmt, ihr ein prächtiges Hotel zur Wohnung eingibt und das Alles öffentlich thut. Du haſt, um Deinen Launen freies Spiel gewähren zu können, Dir das Begnadigungsrecht in Straffällen beilegen laſſen. Dieſes Recht iſt aber eine Abſcheulichkeit; denn es führt in ſeiner Begleitung ein verſchwiſtertes Recht zur Grauſamkeit. Du veranſtalteteſt die Verlängerung Deines Conſulats auf Lebenszeit, als kaum einige Jahre von dem Dir zuerſt bewilligten Decennium verſtrichen waren. Endlich haſt Du, mittelſt der Farce eines Senatus-Conſults, Dich gar zum Kaiſer erhoben. Zum Kaiſer — unſtreitig um den, den Franzoſen verhaßten Königstitel zu überhüpfen, ihnen Gelegenheit zu geben, allerlei von einem Empire des Gaules zu träumen und ihnen einzureden, als wären ſie vor Europa mehr geworden, nun ſie einen Kaiſer haben. Denn an ſich iſt das Wort: Kaiſer ſchlecht erfunden. Es iſt lächerlich, einem verloſchenen Familiennamen eine Deutung für ein heutiges Amt zu erzwingen. Es läßt ſich damit weder ein beſtimmter grammatikaliſcher noch ein ſymboliſcher Sinn verbinden und ſagt eigentlich jetzt gar nichts. Kein vernünftiger Menſch weiß, was er dabei denken ſoll. Du ſchreibſt Dich: Von Gottes Gnade, und läſſeſt Dir Treue ſchwören. Du machſt Dein Kaiſerthum in Deiner Familie erblich, willſt im vollen Ernſte der Stifter einer neuen Dynaſtie werden und den Thron von Frankreich herſtellen. Deine Brüder Joſeph und Ludwig heißen: Kaiſerliche Prinzen. Du erfindeſt pomphaft

klingende Reichswürden, einen Groſswahlherrn, einen Erzreichskanzler, einen Erzſtaatskanzler, einen Erzſchatzmeiſter, einen Connetable, einen Groſsadmiral, Reichsgroſsofficiere und Reichsmarſchälle. Da iſt ein erhaltender Senat, der vor einem Staatsrathe, ein Staatsrath der vor dem Senate Reden hält. Eine Senatorialcommiſſion der individuellen Freiheit! ! — ?? Ein geſetzgebendes Corps. Ein Tribunat, deſſen Mitglieder nicht mehr Bürger, ſondern Herren heißen wollen. Ein Wahlcollegium. Ein kaiſerlicher Obergerichtshof. Eine Kaiſerin, Joſephine (wie mag Barras über ſeine ehemalige Maitreſſe lachen!). Da proclamirt der elende Cambaceres, froh, daß Du ihm ſeine Conſulareinkünfte nicht nimmſt, in einer niederträchtigen Anrede, Dich zum Kaiſer, behauptet unbändig dreiſt, daß das Volk (welches ſich eigentlich gar nicht um die ganze Sache bekümmert), aus einem freien Gebrauch ſeiner Rechte, Dir die kaiſerliche Gewalt übertrage, und nennt Dich ſofort: Sire, und: Eure Kaiſerliche Majeſtät (warum nicht lieber Sublimité?). Da ſchleicht eben der Cambaceres zu Deinem Weibe, nennt daſſelbe mit gleicher Unverſchämtheit: Kaiſerin, und, da es mit dem Schwangerwerden vorbei iſt, ſo flickt er wenigſtens ein paar Complimente ein, von Troſt der Elenden und Hoffnung der Unglücklichen, vergißt auch nicht, am Schluſſe der Rede, ſich als den allergetreueſten Diener zu hohen Gnaden zu empfehlen. Da prangen Deine obgenannten beiden Brüder und Deine Schweſtern, ehemalige corſiſche Mamſellen, mit dem Titel: Kaiſerliche Hoheit, und die großen Reichswürden mit dem Titel: Durchlaucht und Monſeigneur. Da werden an den vier Enden von Frankreich kaiſerliche Palläſte für Dich erbaut oder wenigſtens eingerichtet. Da legſt Du Dir,

zu Beſtreitung Deines kaiſerlichen Haushaltes, fünfundzwanzig Millionen Francs zu und beſtellſt für Dich in Lyon einen Kaiſermantel, der zwei Millionen koſtet. Da ſuspendirſt Du die officiellen Communicationen der fremden Miniſter, bis ſie neue Vollmachten bei Deiner Majeſtät, von ihren Höfen bekommen, um die fremden Höfe zu zwingen, daß ſie Deine Majeſtät anerkennen ſollen. Da werden die geplagten und Dir fluchenden Hannoveraner genöthigt, wider ihren Willen, über Deine Kaiſerſchaft ſich zu freuen, Illuminationen zu veranſtalten und ihre Fontainen in Herrenhauſen ſpringen zu laſſen. Da proteſtirt ein Narr, Ludwig der Achtzehnte, gegen das Beginnen eines andern Narren, nämlich gegen das Deinige. Da ſchließeſt Du Deine Brüder Lucian und Hieronymus von der Nachfolge im Kaiſerthume aus, weil ſie bürgerliche Weiber geheirathet haben. Ein Umſtand, der ſehr günſtig für dieſe Leute ſpricht, da ſie die Einzigen zu ſein ſcheinen, welche von Deiner eigenen und Deiner übrigen Familie Raſerei nicht angeſteckt ſind. — Vor der ganzen ehrbaren und rechtlichen Welt frage ich Dich, Bonaparte: Iſt's möglich eine ſchlechtere und tollere Mixtur von alten Abſurditäten und neuen Harlekinaden durcheinander zu kneten? — Jammerſchade, daß Du zum Kinderzeugen nicht fähig biſt! Die Menſchheit mag gleichwohl der Natur danken, wenn ſie verhindert hat, daß eine ſo häßliche, widerliche Perſonage, eine ſo bitterſaure, finſterſinnige, verbiſſene, kalte, heimtückiſche Gemüthsart, wie die Deinige, ſich nicht fortpflanze. Es wird daher wohl kein andrer Rath übrig bleiben, als der, daß Du Dich von Deiner, in ſo manchen andern Männerarmen bereits abgenutzten Frau ſcheiden laſſeſt und eine andere, etwa die verwittwete Königin von

Hetrurien, heirathest, mittelst welcher hiernächst irgend ein von Dir selbst erkohrner Cicisbe Dir zur Vaterschaft einiger Prinzen verhelfen könne. Dieſe Procedur ſieht Dir ganz ähnlich und Du mußt ſo verfahren, wenn Du in Deinem Syſtem, Alles durch äußere Formen, gleichviel ob ſchlechte oder gute, zu erzwingen, conſequent bleiben willſt. Wer nichts mehr retten kann, muß wenigſtens die Conſequenz retten. Einmal total abgewichen von Tugend, Wahrheit und Moral, zwingt Dich Deine gewagte gefahrvolle Bahn, die ſyſtematiſche Unmoralität auf das Höchſte zu treiben. Nimm mir meine Freimüthigkeit nicht übel. Durch eine eigene, mich ehemals mit manchen Schmerzen folternde Organiſation meiner Empfindungsart, mehr als Männer es jetzt zu ſein pflegen, dazu geſchickt, den Roman Delphine richtig zu verſtehen und ſcharf zu fühlen, habe ich Dich errathen, warum Du den Debit dieſes Romans nicht nur in Frankreich ſtreng verboteſt, ſondern ihn ſogar in Deutſchland verfolgteſt, wo denn auch der Kurfürſt von Sachſen die klägliche Schwachheit beging, Deinen Befehl gehorſamſt zu befolgen. Mir iſt nichts klarer, als daß Du Deiner Ehe wegen ein Buch haſſen mußt, welches mehr als irgend eins den hohen Werth der weiblichen Tugend und der Zartheit des weiblichen Rufs predigt, ein Buch, wo jede Seite Dich in's Geſicht ſchlägt, und ohne Deiner zu erwähnen, die Schande Deiner Frau, mithin Deine eigene, Dir kränkend vor Augen hält. Gern willſt Du doch als ein braver Mann gelten und fühlſt daneben die Macht der herben Wahrheit, wie ſehr es über die Bravheit eines Mannes entſcheidet, welch eine Frau er ſich wählt, und daß ein ſolcher keine übelberufene Frau wählen darf. Deine Frau, eine mehrmalige Mai-

treſſe verſchiedener Männer, die Du nur um ihres Reichthums willen heiratheteſt, hat aber ehedem in ihrer Jugend, wie wir Alle wiſſen, in dem übelſten Rufe geſtanden, und da iſt es denn ſehr ſchlimm, daß ſo etwas an einem Weibe unvergeßlich wird, um ſo mehr, wenn das Weib die Kaiſerin ſpielt und ganz Europa ſich bewogen findet, ſich nach ihrer Aufführung zu erkundigen. Das ſchmerzt Dich, das iſt bitter, das Alles iſt durch den Roman Delphine aufgefriſcht worden. Das bloße Daſein dieſes Buchs proſtituirt Dich und darum wünſcheſt Du, es von der Erde zu vertilgen; nicht, weil es die proteſtantiſchen Grundſätze der Eheſcheidung, gegen die Grundſätze Deiner katholiſchen Staatsreligion behauptet. Letzteres war nur der Vorwand zum Verbot, da Du Dein inneres Bewußtſein, daß das Buch Deine Ehe beſchimpfe, doch unmöglich öffentlich eingeſtehen konnteſt. Inzwiſchen hat dieſe Operation abermals nur dazu gedient, Deine Narrheit zu beweiſen. Denn, wie wenig Weltkenntniß und moraliſche Einſicht mußt Du beſitzen, wenn Du Dir einbildeteſt, ein ſo vortreffliches und intereſſantes Buch durch Deinen Haß und ein Abſatzverbot vertilgen zu können! die Macht der Bücher geht jetzt über alle Macht aller Regenten.

3) Du biſt ein liſtiger Schwächling und boshafter Dummkopf. Wäreſt Du klug, ſo würdeſt Du begreifen, daß das europäiſche Colonialſyſtem ſich allmälig ſeiner Endſchaft nähert, daß England, auch ohne von Dir einen Stoß zu bekommen, alle ſeine Colonien in Oſt- und Weſtindien bald verlieren muß, daß Frankreich niemals im bisherigen Sinne Domingo ſich wieder unterwerfen kann. Die Entwickelung, in der jetzt alle Colonien ſtehen, iſt von der Art, daß ſie nächſtens das Joch des

entfernten Europa nothwendig abſchütteln müſſen. Ueberall iſt kein vernünftiger Grund vorhanden, der geböte, daß die Bewohner jener Länder mit den Producten ihrer Climate, das heißt, mit den ſogenannten Colonialwaaren nicht ſelbſt handeln ſollen. Sie werden noch Jahrhunderte lang die Abnehmer mannigfaltiger Waaren der europäiſchen Induſtrie, Europa wird noch Jahrhunderte lang der Abnehmer ihrer roheren Producte ſein. Die Natur wird ihr Recht behaupten, die erzwungenen geſpannten Verhältniſſe werden aufhören, der gegenſeitige Handel wird bleiben, aber in veränderter, leichterer, klarerer Geſtalt und kein Theil wird Mangel leiden. Du und England, ihr wollt feſt halten, was ſich nicht mehr halten läßt und nach ewigen Geſetzen der Socialentwickelung weichen muß. Aus Kindern werden Leute, aus Colonien eigene Staaten. Schicke noch eine Armee von vierzigtauſend Franzoſen nach Domingo, es wird immer ihr Grab ſein. Im nächſten Jahrzehend wird Jamaica ſich der Herrſchaft Englands nichts deſto weniger entſagen. Die nordamerikaniſche Republik muß und wird ſich endlich in die Händel der vor ihrem Continente liegenden Inſeln mengen, muß und wird ſie in Schutz und näheres Verhältniß nehmen, und auf dieſem Wege werden ſie frei und ſelbſtſtändig werden. — Wäreſt Du ein moraliſcher Regent, wie könnteſt Du dann eine tarificirte Abgabe von den in ganz Frankreich etablirten und privilegirten Pharaobanken erheben? Iſt das eine geſunde Staatswirthſchaft, wenn Du die Infamie methodiſch organiſirſt und abſichtlich den Nationalcharakter in Verdorbenheit auflöſeſt? Gereicht es andern Regenten ſchon zum Vorwurf, daß ſie die Spieler, als wirkliche Spitzbuben, nicht überall ohne Umſtände und Proceß aufhängen laſſen,

ſo handelſt Du doppelt ſchlecht, indem Du dieſe Spitzbuben ſogar begünſtigſt. Wie ſehr beweiſet ſchon dieſer einzige Zug, daß Du keine moraliſchen Zwecke, ſondern nur Dich ſelbſt im Auge haſt! In der Stadt, wo ich dieß ſchreibe, lebt ein famöſer Bankmacher, der die jungen Offiziere plündert, die einſt Reichthümer beſitzen könnten, wenn ſie die Erbſchaften nicht voraus verſpielten. Dieſer Schurke ſagte ohnlängſt ganz unbefangen: Ich bedarf jährlich zu meiner Haushaltung zehntauſend Thaler, meine Maitreſſe verbraucht allein fünfhundert Thaler für lebendige Blumen. — Das ſchon empört hier zu Lande jedes ehrliche und rechtliche Gemüth. Wie mögen nun nicht erſt Deine privilegirten Bankmacher in Paris hauſen!!!

Daß die Franzoſen Dich dulden, wird nur dadurch erklärbar, daß die Revolution alle energiſchen und heroiſchen Charaktere mit ſich fortgeriſſen hat und noch keine Neuen wieder gebildet ſind. Letzteres wird aber ganz gewiß binnen wenig Jahren der Fall ſein. Jede wahrhaft große, der Menſchheit nützliche Idee, wirkt, einmal ausgeſprochen, fort und kommt nach Intervallen, wie Deine Regierung jetzt einer iſt, in praktiſchen Köpfen zur Reife. Bis dieſe Periode über Frankreich aufgeht, geſchieht, was bei einer Conduite wie die Deinige iſt, nothwendig erfolgen muß, bei einer Conduite, die vergebens und deßhalb um ſo krampfhafter dahin ſtrebt, die keinesweges idealiſtiſch-, ſondern ſehr realiſtiſch-philoſophiſchen und deßhalb unaustilgbaren Begriffe zu zerquetſchen, deren eine Zeitlang zwar ſchlummernde aber in die Nation weit verbreitete Stoffe, aus dem raſchen Umſchwunge der Revolution für das Erwachen der Folgezeit übrig geblieben ſind. Du kämpfſt mit Verſchwörungen. Nach dem unbändigen Geſchrei

zu urtheilen, ſo Du darüber erhoben haſt, ſcheinſt Du Dich gewaltig darüber zu wundern. Du tiſcheſt mit vielem Lärmen dem ganzen Europa die Sache als ein unerhörtes Attentat auf, wovon die Geſchichte kein Beiſpiel kenne, Du redeſt ſo breit als möglich von dem Verbrechen, eine beſtehende Regierung ſtürzen zu wollen, obgleich Du nur durch ein ähnliches Verbrechen Conſul geworden biſt, und vermengſt gefliſſentlich die Sicherheit Deiner erhabenen Perſon mit dem Wohle der Nation. Der Großrichter muß lange, von erkünſtelter Wichtigkeit ſtrotzende Berichte an Dich abſtatten und alle übrige Geſchäfte liegen laſſen, um den Prozeß gegen Moreau, Pichegru, George u. ſ. w. recht weitläuftig zu unterſuchen und auszudehnen. Wie läppiſch und eckelhaft zugleich! dieß heuchleriſch-wichtige Benehmen iſt das eines liſtigen, ängſtlichen, ſchwächlichen Barbaren, der den Hang zur Grauſamkeit hinter Formalitäten der Juſtiz verbergen will. Dem Tode haſt Du ſie doch einmal geweiht, alle jene Leckerbiſſen Deiner jetzigen Rache. Warum machſt Du es nicht kurz mit ihnen, wie mit dem Duc d'Enghien? Wähnſt Du, Europa und Frankreich durchſchauen nicht Deine pfiffige Gerechtigkeitsliebe, womit Du zu täuſchen, im Grunde aber nur Dich und Deinen Leib zu ſichern ſuchſt? Die rohen, platten Metzeleien des maroccaniſchen Machthabers, der nach Luſt und Laune ſeinen Unterthanen ſelbſt die Köpfe abhackt, iſt in der That viel achtbarer, als die elende Heuchelei einer europäiſchen Regierung, die den ſchon voraus Verurtheilten noch mit ihrem juriſtiſchen Schleim überſpinnt. Morden mußt Du, die Dich morden wollten! Ei, ſo morde kurzweg! Es wird Dir beſſer frommen, als das unerträgliche Heucheln. Nichts ſchadet Dir ſo ſehr, als Inconſe-

quenz, als der Verſuch, Dein Zittern mit Verſtellung zu decken. Friedrich der Große, freilich, der verfuhr anders mit denen, die ihm nach dem Leben trachteten. Daß Warkotſch davon lief, war ihm im Grunde herzlich lieb, und dem, der ihn vergiften wollte, gab er ſogar Geld zur Flucht, indem er ſagte: Mach, daß du fortkommſt, wenn dich die Juriſten erwiſchen, ſo hängen ſie dich. — In dieſem hohen Styl darfſt Du, Bonaparte, nun allerdings nicht handeln; Du mußt in Deinem gemeinen Charakter fortſchreiten! Du mußt, wie geſagt, morden und ewig getrennt bleiben von dem edlen Eckel, den ein wirklich großer und mächtiger Mann nothwendig fühlt, wenn es darauf ankömmt, Gegner und Feinde ſeines Leibes und Lebens, die ſich nicht wehren können, weil ſie in ſeine Feſſeln und Kerker gerathen ſind, mit dem Uebergewichte ſeiner Allmacht zu zermalmen. Du biſt zu bedauern, daß Du nicht ſo fühlen und handeln darfſt, wie es das Natürlichſte und Geradſinnigſte wäre; daß, weder Deine Gemüthsart, noch Deine ſchlechte Rolle Dir erlauben, die Kerls, die Dir nach dem Leben ſtellten, laufen zu laſſen oder über die Grenze zu ſchicken. Das Publikum hat es Dir ſehr verübelt, daß Du den Enghien haſt füſiliren laſſen, ſelbſt ohne daß er vorher ausſchlafen durfte. Es war auch wirklich ziemlich hart. Doch möchte, beim Lichte beſehen, eben dieß das am wenigſten Tadelnswerthe ſein. Denn die Welt verliert nichts an ſolch einem Duc, der nach dem Regieren von Land und Volk ſeinerſeits ebenfalls aus keiner andern Urſache trachtet, als um deſto leichter ein Heer nichtswürdiger und frivoler Leidenſchaften befriedigen zu können. Die Schlange ſaugt der Kröte das Gift aus. Nach demſelben phyſiſchen Geſetze wurdeſt Du der Mörder

des, Deinem Sumpfe zu nahe kommenden Enghien. Die kleine Verletzung des deutſchen Territoriums, als Du ihn mit gewaffneter Hand einfingeſt, kommt vollends in gar keine Betrachtung. Weil wir Deutſche dergleichen Canaillirungen dulden, ſo verdienen wir ſie auch mit vollem Rechte."

Der Hauptdorn in Deinen Augen iſt wohl Moreau. Schwerlich werden wir jetzt von Dir den wahren Grund ſeines Widerwillens gegen Dich und Deines Haſſes gegen ihn erfahren. Der brave und verſtändige Mann muß dennoch den Verdacht eines gemeinen und unklugen Verſchwörers vorläufig mit in ſein Grab nehmen, wiewohl es ſchier unſinnig iſt, zu glauben, daß er für die Bourbons habe arbeiten wollen, für dieſe Tröpfe, die weder ein vernünftiges Intereſſe erregen können, noch deſſen werth ſind. Moreau verdiente einen Platz im Tollhauſe, wenn er einen ſo thörichten und lächerlichen Plan gehegt hätte. Läßt ſich etwas Elenderes denken, als dieſe liederlichen Jammerprinzen, deren Gehirn zwar mit einer Menge Narrenspoſſen, aber mit keiner einzigen Idee zur Verwaltung eines großen Staats genährt und angefüllt iſt? Reimt es ſich mit Moreau's Charakter, daß er mit Schuften, deren Zwecke nie die ſeinigen ſein konnten, unter einer Decke geſteckt habe? Nein! das hat Moreau nicht gethan. Er hat Dich verachtet, ohne es zu verhehlen. Er hat eins und das Andere von den Ränken Englands gegen Deine Perſon vernommen und hat dem Weſen ſeinen Gang gelaſſen, ohne es Dir, von dem er ſich entfernt hielt und mit dem er aus purem, hellem Eckel nicht einmal reden mochte, zu entdecken. Das nennſt Du nun ſein Verbrechen, oder vielmehr daraus ſetzeſt Du nun ſein Verbrechen zuſammen, indem Du mit marionettenhafter Ernſthaftigkeit ihn ein-

kerkern läßt und eine ſpitzfindige Unterſuchung veranſtalteſt. Die Sache iſt vollkommen begreiflich, wenn man ſie aus dem Geſichtspunkt nimmt, daß ein liſtiger, Tag und Nacht geängſteter Hohlkopf, der zurückhaltend iſt und eine temporäre, an ſeine Exiſtenz gebundene Macht auf ſeiner Seite hat, im durchbohrenden Gefühle ſeiner moraliſchen Nichtigkeit, den tiefen, drückenden Verachtungsblick eines ſoliden, ehrlichen und kräftigen Mannes, der in der Sicherheit ſeiner Tugend einherſchreitet, nicht aushalten kann, daß dieſer Zuſtand den Hohlkopf heimlich raſend machen und zur Ecraſirung ſeines Verächters, beim erſten beſten Vorwande, der ſich darbietet, reizen muß. — O Du — — wie ſoll ich Dich nennen? Der Verworfenheit höchſter Grad iſt, auf die Moralität anderer Menſchen bauen, ſie von ihnen als Schuldigkeit fordern, ihnen Regeln, Strafen und klemmende Formen predigen und gleichwohl ſich ſelbſt jede Unmoralität erlauben, jeder Verpflichtung entziehen, zu jeder Ausnahme und Abweichung berechtigt halten. Für dieſen Grad der Verworfenheit — und auf dem ſtehſt Du — hat die deutſche Sprache bis jetzt kein Wort. Es muß erſt in der corſiſchen aufgeſucht und aus ihr herüber genommen werden.

Moreau wird unter der Guillotine ſterben, weil er Dich und Dein Treiben, den eigenen höchſtnatürlichen Folgen überlaſſen hat und erſt nach Ausbruch dieſer Folgen, zur Bewirkung der Ruhe und des Guten, in die Räder der Regierungsmaſchine Frankreichs greifen wollte. Die andern gemeinen Verſchwörer George und Conſorten, die wirklich von England gemiethet und gegen Dich abgeſendet waren, werden ebenfalls bluten. Du biſt für dießmal gerettet. Das verſchlägt indeß nichts. Es werden

immer neue Verſchwörungen gegen Dich entſtehen, aus dem natürlichen Grunde, weil die Urſachen die ſie erzeugen, ſo lange Du lebſt und regierſt, nie aufhören werden. Laß immerhin über die jetzt zerbrochenen Dolche, in allen Deinen katholiſchen Kirchen das Te Deum ſingen, die Rache ſchleift andere, in Deiner Nähe, vor Deinen Augen. Leicht möglich, daß, da noch kein Machthaber die peinliche Kunſt, ſich von Wachen beſchützen zu laſſen, ſo genau ſtudirt und executirt hat, wie Du, daß, ſage ich, Du allen eigentlichen Verſchwörungen entgehſt. Die meiſten Verſchwörungen ſind ohnedieß Albernheiten unentſchloſſener Feigheit, wo immer Einer ſich auf die Andern verläßt. Von Hunderten gelingt kaum eine. Immer tragen ſie den Verräther im Schooße. Nie befaßt ein wahrhaft braver Mann von feſtem Entſchluß ſich mit Verſchwörungen. Er iſt ſich ſelbſt genug, verſchwört ſich nur mit ſich ſelbſt. Findet ſich ein Solcher — und wie höchſtwahrſcheinlich iſt dieß — ſo hat Deine letzte Stunde geſchlagen. Verſchwörungen aller Art, laſſen ſich — wie ſchwer es auch ſein mag — mit einer ſteten unermüdeten Anſtrengung von Wachſamkeit, Angſt und Beſtechung nothdürftig abwenden. Aber wie iſt dem Piſtol eines Einzelnen zu entrinnen, von deſſen Geheimniß kein Menſch eher ein Wort erfährt, als bis er ſchießt? Pichegrü hat ſich auf das Kläglichſte erwürgt. Wie dann, wenn er ſich dem Tode, mit dem er als Feldherr doch längſt vertraut war, früher devovirt hätte und einzeln und plötzlich Dir auf den Leib gegangen wäre? Einem einzelnen vollkommen entſchloſſenen Selbſtmörder, das heißt, einem ſolchen, der geradezu ſein eigenes Leben daran ſetzt, um das Deinige zu vernichten, kannſt Du auf die Dauer nicht ausweichen, ſelbſt

wenn Du auch in einem eiſernen Thurme ſchlieſeſt. — O wie feig verfahren doch die meiſten Selbſtmörder, indem ſie immer allein aus der Welt gehen! Wüßten ſie ihren Tod gegen laſterhafte Mächtige anzuſchrauben und ihn durch das Mitnehmen erhabener Schelme der Menſchheit nützlich zu machen, ſo wären ſie die eigentlichſten und allerwirkſamſten Weltreformatoren, und ein Dutzend von ihnen würde mehr ausrichten, als der blutigſte Krieg und die gewaltſamſte bürgerliche Revolution. Sollten denn gar keine Braven in Frankreich mehr übrig ſein, die dieſe richtige Betrachtung anzuſtellen, dieſe klare Berechnung einzuſehen, dieſe That auszuführen im Stande ſind? Es iſt ſogar noch zweifelhaft, ob Einer, der Dich niederſchöſſe, auf der Stelle maſſacrirt würde. Auch Deine getreueſten Garden, ſähen ſie Dich fallen, wer weiß, ob ihre im nämlichen Momente nach der neuen Obergewalt umherſuchenden Blicke, nicht vielleicht über Deinen Mörder wegflögen, ihm Platz machten, oder ihn zum Herrn wählten? Viel käme dabei auf den Mann ſelbſt und ſeinen Credit an, der das, genau erwogen, leichte Experiment unternähme. In Algier ſaß einſt ein längſt verhaßter Dey zu Rathe. Schrecken und Stille ruhten auf dem Divan und dem mit mancherlei Volk erfüllten Saale, das die furchtbaren Richterſprüche des Herrſchers erwartete. Da ſchritt kecklich aus dem ſchweigenden Haufen ein Mann geradesweges nach dem Thron, die Stufen hinauf, zog den Säbel, hieb dem Dey mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe, ſtieß den Leichnam mit dem Fuß hinunter, ſetzte ſich auf den Thron und ſprach völlig beſonnen und beſtimmt: N u n b i n i ch e u e r D e y! Und ſiehe da! die Sache ging. Das Unerwartete der nie für möglich gehaltenen Scene pfählte

jeden Anweſenden an den Boden, kein Menſch rührte ſich, der Wache gefiel die kühne That und der neue Dey blieb, ohne weitere Einwendung, Dey. So wird Dein Ende ſein. Nicht politiſche Cabalen und Parteien werden Dich umwerfen, wohl aber die Verachtung und der Zorn zweier oder dreier tugendhafter und kühner Männer, und noch gewiſſer eines Einzelnen. In dieſer Verachtung und dieſem Zorne, die Du ohne Unterlaß reizeſt, liegt der Keim zu Deinem Untergange, nicht in anſtaltenvollen, von England angezettelten Mentereien. Dieſe letzteren werden immer fruchtlos bleiben, weil ſie aus einer infamen Quelle kommen.

Jetzt läßt ſich vernünftigerweiſe mit Dir, über Dich, nichts Reelles verhandeln. Du biſt nun ſchon wild, verhetzt, in Todesangſt, desperat und einer ſoliden Ueberlegung unfähig. Du haſt Dich zu weit verſtiegen, kein Rückweg iſt Dir mehr offen. An den bevorſtehenden Hinrichtungen, an Deiner Selbſterhebung zum Kaiſer und an der Landung in England haſt Du drei bedeutende Hülfsmittel, die Aufmerkſamkeit der Welt und Frankreichs noch einige Zeit zu beſchäftigen und zu feſſeln. Die beiden erſteren ſind Schauſpiele für den gedankenloſen Pöbel. Was die Landung anbetrifft, ſo wünſchen und hoffen ſogar diejenigen, die Dich haſſen müſſen, daß ſie gelinge. Der Nutzen, der für den ganzen Erdball daraus entſpringen würde, wenn Englands jetzige Regierung ſammt ihrem vermaledeiten Finanzſyſtem verſchwände, ſelbſt wenn England totalen Banquerout machte, iſt unverkennbar. Zahlloſe wohlthätige Veränderungen in Europa müßten davon

die Folge ſein. Zerfleiſcht euch! Wir ſehen dem Kampfe des, auf ſeine Fluten ſtolzen Waſſerwurmes mit dem Tiger geruhig zu. Siegt auch der Tiger, ſo wird er von dem Gifte des überwundenen Drachen doch wohl ſoviel abkriegen, daß er ſelbſt davon crepiren muß. Erobere London! dort erwartet Dich der Tod! dort, wenn Deine Aufgedunſenheit das höchſte Maß erreicht hat, wirſt Du berſten, und dann erſt werden wahrhaft glückliche Tage über Frankreich und England aufgehen. Deine Geſchichte wird die eines Meteors ſein, welches nach einer Peſt die letzten böſen Dünſte in ſich anſammelt und ſie mit fortträgt in die Vernichtung.

Deutſchlands Gedanken ſagt Dir dieſes Blatt. Hie und da leben unter uns zwar noch einige Wenige, die, weil ſie vormals angefangen haben, Dich laut zu preiſen, damit nicht aufhören wollen. Aber auch dieſe Stimmen werden bald verhallen, da die guten Leute, indem ſie Dir hohe Ideen, Pläne und Anſichten zuſchieben und andichten, die Dir völlig fremd ſind, im Grunde nur ein Geſchöpf ihrer Einbildungskraft und romantiſchen Poeſie preiſen, und ein ſolcher Irrthum nicht lange dauern kann. Ein untrügliches Merkzeichen, wie ſehr Dein Credit in der öffentlichen Meinung der Deutſchen bereits ſinkt, iſt, daß Shirach, der in ſeinem jämmerlichen politiſchen Journal Dich bisher ſpottweiſe nur den Großconſul nannte, jetzt den Ton ändert und Dein Lobredner wird. Ihm ſcheint es vorbehalten, Dein Biograph zu werden und Palmen ſeiner Art um Dein Andenken zu pflanzen. Schon jetzt hat der ärmſte frei umherwandernde Bettler keine Urſache, Deine mit den heißeſten Beſorgniſſen der Melancholie und des Argwohns umlagerte, unglückliche Exiſtenz der ſeinigen vorzuziehen. Nichts kann Dich retten,

am wenigſten der Theaterprunk, den Du jetzt um Dich her aufthürmſt. Und die Nachwelt wird ſagen: Bonaparte wäre groß und für alle Zeitalter unſterblich geworden, wenn nicht kleinliche, gemeine Leidenſchaften ihn in den Abgrund ſeiner, von unerträglicher Heuchelei und Anmaßung umgrenzten Geiſtesſchwäche niedergezogen, nicht die Verachtung und den Haß ſeiner Mitwelt gegen ihn aufgereizt hätten.

Nachſchrift an die Fürſten Deutſchlands.

Ihr lieben Fürſten Deutſchlands! confiscirt dieſe Schrift nicht! Der Verdacht, daß Ihr auf dem Wege ſeid, bloße Reichsgroßoffiziere oder Präfecte von Bonaparte zu werden, ſteigt bei uns ſonſt immer höher. Lieber confiscirt die Schriften derjenigen Thoren, die ſein Sprudeln und Dräuen für die Kraft eines zweiten Karl des Großen ausgeben. Verſtattet Ihr unverſchämtes Lob, ſo verſtattet auch bittern Tadel! Ihr glaubt gar nicht, wie ſehr Eure Furcht vor jenem boshaften, tiefverächtlichen Windbeutel Euch bereits in den Augen des Publikums verkleinert.

III.

Die Flucht über den Rhein,

oder

das unverhoffte Wiederſehen.

Ein erluſtirend hiſtoriſch=rührendes Familiengemälde

mit

Erſcheinungen und vollſtimmigen Chören von Baſchkiren und Koſaken und allen Batterien der Deutſchen.

1814.

Perſonen.

Der Herr Kaiſer.
Die alte Mama.
Joſephinchen.
Der Herr Joſeph.
Der Herr Hieronymus.
Der kleine Junge von Rom.
Herr Talleyrand.
Fliehende Soldaten von allen Regimentern.
Baſchkiren und Koſaken.

Erſcheinungen.

Schatten des Prinzen Enghien.
" " General Moreau.
" " " Pichegrü.
" " engliſchen Agenten Georges.
" " Andreas Hofer.
" " Buchhändler Palm.
Die Schatten aller an Wunden und Krankheiten geſtorbenen franzöſiſchen Soldaten.
Zuletzt Robespierre als Abgeſandter der Hölle.

Erſte Scene.

Die jenſeitigen Ufer des Rheins. Der letzte Reſt der großen zerſtiebten franzöſiſchen Armee iſt ſo eben in ſchrecklicher Unordnung und in dem elendeſten Zuſtande von den ſiegreichen verbündeten Armeen über den Strom gejagt worden. Der Strom iſt voll todter Franzoſen. Ihre Munitionswagen, zerſchoſſene Lafetten ohne Kanonen, auf welchen halbtodte Soldaten ſich noch retten wollen, ſchleichen mühſam mit lahmen, ausgehungerten Pferden auf der Straße nach Paris zu. Der Herr Kaiſer reitet ängſtlich am Ufer auf und nieder, um die Fliehenden aufzuhalten, flucht und tobt auf die Marſchälle und Generale. Die Batterien der Alliirten feuern (als die ſprechenden Chöre bei dieſer Scene) mit Kartätſchen, Haubitzen und Kugeln fürchterlich auf die Fliehenden. Ganze Heere von Koſaken verfolgen ſie, indem ſie ſingen:

Chor der Koſaken.

Am Rhein, am Rhein, da lernt ihr uns nun kennen,
Ihr Schurken aus Frankreich :,:
Nicht mehr dürft ihr hier morden noch verbrennen,
Hier iſt der Deutſchen Reich. :,:

Hinüber denn, die Macht iſt hier zu Ende,
Euch folge Fluch und Hohn! :,:
Kein Schonen iſt, fallt ihr in unſre Hände,
Nur Tod iſt euer Lohn. :,:

Der Herr Kaiſer (indem er einige Fliehende aufhalten will).

Messieurs, Messieurs! halt, halt! Wer wird denn retiriren,
Wir haben ja geſiegt, das werden Sie gleich ſpüren.

Die Fliehenden (indem ſie weiter hinken).

Non, non! Herr Kaiſer, non, wir können nicht mehr ſtehen,
Der Teufel hol' den Sieg, wo man muß rückwärts gehen.

Der Herr Kaiſer.

Kanaillen! Schurken, ſteht! Ihr ſollt den Orden haben.

Die Fliehenden (ſchon aus der Ferne).

O könnten Sie uns doch mit Brode ſattſam laben.
(Eilen weiter.)

Ein anderer Schwarm Fliehender (zum Herrn Kaiſer).

Allons, Allons, Monsieur! Koſak iſt über'n Rhein!
Marſchir Sie nach Paris — Koſak will auch hinein.
(Eilen vorüber.)

Wieder einige Fliehende.

O, mon dieu, das iſt ſchlimm, geſchlagen die Franzoſen —

Der Herr Kaiſer (commandirend).

Stellt euch in Reih und Glied, noch ſind wir ja die Großen.

Die Fliehenden.

Das glaubt kein deutſcher Hund, die Größe war ſtets Wind.
Geh'n Sie nach Hauſe ja recht eilig und geſchwind,
Sonſt fängt man Sie gewiß.
(Eilen mühſam vorüber.)

Der Herr Kaiſer (zornig).

Parbleu, mich will man fangen?
Wo wäre denn mein Glück. (für ſich) Mich ſollt ihr nicht erlangen,
Da geh ich lieber heim, wie ich bei Moskau that.
Ja das iſt ganz gewiß für mich der beſte Rath.
(Lenkt ſein Pferd um).

Chor der Batterien der verbündeten Armeen
(indem ſie fürchterlich mit Kartätſchen feuern).

Flieh, Tyrann, von Deutſchlands Auen,
Die Du freventlich verletzt.
Laß Dich hier nicht wieder ſchauen,
Wo Dein Denkmal Du geſetzt,
Daß von Flüchen die Annalen
Jetzt und in der fernſten Zeit,
Deine Thaten werden malen,
Die Du hier haſt ausgeſtreut.

Eine Batterie ruſſiſcher und preußiſcher Zwölfpfünder
(indem ſie mit Geſchwindſchüſſen feuern).

Brüllt, ihr donnernden Geſchütze,
Dem Tyrann' ins' kalte Ohr,
Wühlt, ihr glühendheißen Blitze,
Sein erfrornes Herz empor.
Laßt ihn keinen Ausweg finden,
Schleudert eure ganze Wuth
Hin nach ihm, denn ſeine Sünden
Fordern tauſendfach ſein Blut.

Allgemeines Chor aller Batterien und Koſaken am ganzen Rheinufer
(indem ſie allgemein angreifen).

Am Rhein, am Rhein da iſt Dein Glück verſchwunden,
Da lauert nur der Tod! :,:

Da haben Dich die Deutſchen überwunden,
  Zu Ende iſt die Noth. :,:

Bei Leipzig ward Dir ſchon der Stab gebrochen,
  Von Deiner ſtolzen Macht. :,:
Das Schickſal hat Dein Urtheil da geſprochen —
  Durch uns iſt es vollbracht. :,:

Hinüber denn, Tyrann, mit Deinen Schaaren,
  Hinüber über'n Rhein! :,:
Auf deutſchen Fluren ſoll man's bald erfahren,
  Wann Du nicht mehr wirſt ſein! :,:

Der Herr Kaiſer reitet langſam fort, die Marſchälle und die Generale folgen, ſich die Augen trocknend, betrübt nach. Der Kanonendonner dauert ununterbrochen fort. Der Herr Kaiſer iſt in Betrachtungen verloren, immer ſehnlich nach den deutſchen Ufern blickend, indem er ſeine Falbe ein wenig anhält.

Sein oder Nichtſein — war das nicht einſt Hamlet's Frage?
Jetzt iſt ſie meine gar und auch der Deutſchen Klage;
Nur von ganz andrer Art. Dort drüben über'm Rhein
Da ſoll in Zukunft ich alſo gar nichts mehr ſein? —
Soll ſterben oder ſchlafen — politiſch nur noch träumen
Und ſo im Todtenſchlaf die ſchönſte Zeit verſäumen?
Von jenem Leben kann vielleicht der Fall das ſein,
Da geht's nicht anders an; — doch aber hier am Rhein
Paßt dieſes gar nicht her, hier darf man niemals ſchlafen,
Ein jeder Augenblick muß hier Projecte ſchaffen,
Sonſt gräbt das deutſche Reich mich hier in Frankreich ein —

Entſchieden wär' es dann für mich — das nicht
mehr ſein,
Dort jenſeits über'm Rhein!
(Der Falbe heftig die Sporen gebend)
Der Teufel ſoll mich holen
Gäb' ich das willig zu! Aus Rußland und aus
Polen
Mußt' ich auch ſchon heraus, da war es raſend kalt,
Das Klima war ſo grob, dort ward ich gar nicht alt;
Ich komme nicht mehr hin. Hier aber bei den
Deutſchen
Ging es ſo lange gut, die konnt' ich alle peitſchen
Mit meiner Politik, wie mir es nur gefiel —
Seit zwanzig Jahren war das ſo mein liebſtes Spiel.

Chor von Baſchkiren und Koſaken (indem ſie ſo eben über den Rhein geſetzt ſind. Sie ſprengen auf die Fliehenden mit wildem Jubel zu, indem ſie nach der Melodie: Freut euch des Lebens ꝛc. ſingen):

Jubelt, Ihr Völker! Deutſchland iſt wieder frei!
Dort fliehn die Schurken, wir ſind Euch treu!
Hier auf der Franken ſtolzem Grund
Stehn mächtig wir mit unſerm Bund,
Und rufen's zu der ganzen Welt;
Daß Frankreich nun beſiegt!
Jubelt, Ihr Völker! Deutſchland iſt wieder frei!
Dort fliehn die Räuber, wir ſind Euch treu!

Der Herr Kaiſer (fängt für Bosheit an zu heulen. Die Marſchälle, Generale und die ganze Armee heulen mit, und alles jagt, läuft und hinkt, ohne ſich umzuſehen, nach Paris).

Zweite Scene.

Zimmer in den Tuillerien. Die alte Mama und Herr Hieronymus, der ſo eben eintritt.

Die alte Mama (ſchlägt die Hände zuſammen).

Wie, ſeh ich recht, mon fils! (drückt ihn zärtlich an ſich.)
Mein königlicher Sohn!
Du kommſt ſo weit hieher von Deinem ſchönen Thron,
Um mich einmal zu ſehn?

Herr Hieronymus (fällt ganz entkräftet aus ihren Armen auf die Ottomane).

Ach wenn es das nur wäre!
Sie irren ſich, Mama, ich fühle zwar die Ehre,
Die mir jetzt widerfährt —

Die alte Mama (ihn ſtreichelnd).

Dein Herz iſt mir bekannt.

Herr Hieronymus (faſt weinend).

Und doch jagt man ſo grob mich jetzt aus meinem Land,
Das mir der Bruder gab — der Große, der Gerechte —

Die alte Mama (erſchrocken).

Was ſagſt du, goldnes Kind, man jagte — was? man jächte,
Dich aus dem preuß'ſchen Land, das du ſo ſchön regiert?
Und was ſo vieles Geld dir immer hat ſpendirt. —
Aus gutem freien Willen. Du treibſt wohl mit mir Scherz!

Herr Hieronymus (halb ärgerlich).

Da wär' jetzt Zeit dazu, wo Alles nur für Schmerz
Klagt, daß man uns beſiegt.

Die alte Mama.

Wie Kind, ich will nicht hoffen,
Was Monſieur Talleyrand —

Herr Hieronymus.

Geſagt, iſt eingetroffen.

Die alte Mama (ängſtlich).

Kind, ſprich doch rein heraus. Von Spanien weiß ich's ſchon,
Da hatte Talleyrand recht, da ging es meinem Sohn
Wie er ihm prophezeit; (ängſtlich forſchend) doch in dem deutſchen Reiche,
Bei dir, in Holland und —

Herr Hieronymus (in Thränen ausbrechend).

Geht's mit uns auf die Neige. —
Weiß denn hier Niemand noch von unſrer großen Pein,
Daß man uns hat gejagt bis hier in's Land herein?

Die alte Mama
(zurückſinkend, indem ſie ſich bekreuzigt).

Mein Sohn, ach mir wird ſchlimm, der Schlag wird mich gleich rühren.

Herr Hieronymus.

So etwas Aehnliches wird's ganze Land bald ſpüren.

Die alte Mama (in halber Ohnmacht).

O wär' ich doch ſchon todt! und ſäß in Petri Schooß,
So wär' ich aller Furcht vor den Koſaken los.

Dritte Scene.

Vorige. Talleyrand.

Talleyrand (im Eintreten mit lachendem Ton zu Herrn Hieronymus).

Ha, ha, ſind wir ſchon hier? Der Joſeph wird gleich kommen.
Mit Spanien iſt's aus, hab'n Sie das ſchon vernommen?
Nun und Ihr Land, daß Gott! da darf man Sie nur ſehen;
(lachend)
So weiß man auch ſogleich, wie dort die Sachen ſtehen.
Ja, zum Regieren iſt ein Jeder nicht geſchaffen,
Beſonders wenn man nur ſchwelgt wie die geilen Affen.

Herr Hieronymus.

Sei'n Sie nicht intricat, Sie ſind dafür bekannt.

Talleyrand (mit Verbeugung).

Wär' ich das Werkzeug ſonſt in Ihres Bruders Hand?

Die alte Mama (ſtolz auftretend.)

Brenn'n Sie ſich ja nicht weiß, Sie ſind ein wahrer Jude —

Talleyrand (höhniſch).

Auf meine Firma kam ſchon viel in Frankreichs
Bude.

Die alte Mama.

Das war nur Ihre Pflicht.

Talleyrand (wie zuvor).

Daß ich die treu erfüllt,
Iſt Ihnen doch bewußt!

Die alte Mama.

Doch erſt ward ſtets geſtillt
Die Habſucht und Ihr Geiz, das werden Sie wohl
wiſſen,
Von Mainz her, wo kein Kind die Hand uns durfte
küſſen,
Das Sie nicht erſt beſtach.*)

Talleyrand (lächelnd).

Doch macht' ich's nicht ſo toll
Als Joſeph, Ihr Herr Sohn, der ehrlich ſeinen Zoll
Von jeder Liefrung nahm, die Collot, der Agente,
An dreißig Millionen**) ihm gab in ſeine Hände.

Die alte Mama.

O das iſt längſt vorbei.

Talleyrand (mit Ironie).

Das dankt auch ſehr die Welt

---

*) Im Jahre 1805.

**) Im Jahre 1802 innerhalb zwölf Monaten verdienten beide 32 Millionen Livres.

Dem lieben Gott und wünſcht, daß unter'm Himmelszelt
Es nie ſo wieder kommt.

Herr Hieronymus.

Ein Prinz darf das ſchon wagen.

Talleyrand (wie zuvor).

Und wehe jedem Wicht, der deßhalb wollte klagen!
Ihm wird ſein Lebenslicht, wenn's uns im Wege ſteht,
Gleich einem Irrwiſch ſchnell zur finſtern Nacht verweht.
Da haben Sie ganz recht. Man hört, daß Sie regierten
Und wahrlich ſehr mit Glück ſieb'n Jahr den Scepter führten.

Vierte Scene.

Vorige. Herr Joſeph.

Der Herr Joſeph (fällt dem Herrn Hieronymus wehmüthig um den Hals).

Mon frère! biſt Du ſchon da? Ach Gott! uns geht's gar ſchlecht —

Talleyrand (für ſich mit ſchadenfrohem Lachen).

Und doch ſpricht jetzt die Welt: es ginge juſt ſo recht.

Herr Hieronymus (ſich die Thränen abtrocknend).

Dir ging's alſo wie mir, man hat Dich auch vertrieben?

Herr Joſeph (unter Schluchzen).

Ach, freilich, lieber Gott, man will uns nirgends
lieben.
Auch in Italien geht's nicht zum Beſten zu,
In Holland, in der Schweiz — man läßt uns nir=
gends Ruh.

Herr Hieronymus.

Man treibt uns wie das Vieh aus einem Land zum
andern —
Und ſtatt wo auszuruh'n, muß man ſtets weiter
wandern.
Und ach, mon frère! wie ſpielt man jetzt im deut=
ſchen Reich
Uns mit, man ſchießt und ſticht, ich ward oft dabei
bleich,
Auf uns ſo mörderlich, daß man nur muß entlaufen,
Um nicht im Frankenblut in Deutſchland zu erſaufen.

Talleyrand.

Das iſt doch wahrlich grob, ſonſt war das um=
gekehrt,
Sonſt war das blindſte Glück Uns Allen doch beſchert.

Die alte Mama.

Nicht Glück, es war Verdienſt.

Talleyrand (höhniſch).

Ja, das kann ich bezeugen;
Denn wer vom Schreiber *) kann bis zum Regen=
ten ſteigen,
Der hat gewiß Verdienſt.

---

*) Im Jahre 1797 war Joſeph zu Ajaccio in Korſika Schreiber bei einem Sachwalter.

Der Herr Joſeph.

Mon chère, geht das vielleicht
Auf mich? Ich kenne Sie —

Talleyrand.

I nun, wenn man vergleicht,
So unrecht träf ſich's nicht.

Die alte Mama (aufgebracht).

Ihr intricates Weſen,
Mon chère, geht doch zu weit. (ſtolz und ſcheinheilig.)
Ich war einmal erleſen
Vom gütigen Geſchick — das für die halbe Welt,
(verſchämt)
Bei meinem einz'gen Mann, nur Könige beſtellt —
Und da traf ſich's denn auch, daß jedes Liebespfändchen,
Gleich von der Wiege an, den Scepter trug im Händchen.

Talleyrand (höhniſch).

Das gütige Geſchick hat ſich jetzt ganz gewandt,
Weil's all' die Könige gejagt aus ihrem Land.

Der Herr Joſeph.

O ſpotten Sie doch nicht, Sie wären ohne Zweifel,
Ohn' unſern großen Glanz noch jetzt ein armer Teufel.

Talleyrand (ſchnell einfallend).

Drum ſind wir reiche jetzt, (wieder lachend) doch nur zu unſerm Glück,
Das zeigt doch gar zu grell Ihr trauriges Geſchick.

Der Herr Hieronymus.

Sie ſind impertinent, Sie undankbare Priſe,
Und zogen ſich doch oft, durch uns aus mancher Kriſe —

Die alte Mama.

Da haſt Du recht, mein Sohn, wie damals, als der Lord
Whitword ſo ſchnell von hier an ſeines Schiffes Bord
Ging,*) und meinem Herrn Sohn, der ſtets die Welt beglückte,
Da jener nicht nachgab, den Schädel ſo verrückte,
Daß im gerechten Zorn, wie's Kaiſern wohl gebührt,
Mit Schimpfen, Prügeln gar er uns da hat tractirt.
Da war's Herr Talleyrand, der ſich mit Schlangenpfiffen
Voll liſt'ger Heuchelei 'rauswand mit Satanskniffen,
Als wär' die Unſchuld er, wie ihm mein großer Sohn
Die Lection hitzig las, weil ihm der Britten Thron
So ſtolz den Rücken wies. Da ſchob'n Sie, liſt'ge Schlange,
Den armen Joſeph vor, der war die Wetterſtange,
Durch die Sie ſeinen Zorn ſo künſtlich abgewandt —
Als hätte Joſeph hier den ganzen Plan geſandt.

Der Herr Joſeph.

Und doch wußt' ich kein Wort damals von den Tractaten.

Talleyrand (lächelnd).

Das Zeugniß geb' ich ſelbſt, Sie konnten Keinem ſchaden.

---

*) Im Jahre 1803.

Fünfte Scene.

Vorige, der kleine Junge von Rom läuft herein in Stiefeln mit großen Sporen, in der Kappe, die Krone auf dem Kopfe und einen bloßen Degen in der Hand.

Der kleine Junge von Rom
(freudig zur alten Mama).

Papa! Papa! kommt bald, die Eſel ſind ſchon da, *)
Die er jüngſt mit ſich nahm, auch er iſt ſchon ſehr nah.

Die alte Mama (den Kleinen liebkoſend).

Dein großer Vater, Kind! da hat man dich belogen,
Der ſiegt in Rußland noch dort bei der Düna Wogen;
Der darf jetzt nicht hier ſein.

Der kleine Junge von Rom
(droht ihr mit dem Degen).

Halt's Maul, Du haſt nicht recht,
Man hat mir's ja geſagt, mein Kammerherrenknecht,
Der darf mich nicht belügen. Du ſollſt nicht widerſprechen!
(Holt mit dem Degen aus.)
Sonſt mach ich's wie Papa, thu' Alles gleich erſtechen.
(Er ſticht ſie in die Haube.)

Die alte Mama (küßt ihn).

Du kleine Unſchuld, Du! (zu den Herren Söhnen) Des Vaters ganzes Bild.
(Gen Himmel blickend.)

---

*) Seine Maulthiere mit der Equipage.

Durch den wird einſt gewiß der Welten Wunſch
geſtillt,
Daß er ſie glücklich macht — wie jetzt ſein großer
Vater.

Talleyrand (für ſich).

Das heißt: da frißt er ſie gleich wie die Maus der
Kater.

Der kleine Junge von Rom
(zu den Herren Onkels).

I, Vettern, ſeid Ihr hier! bringt Ihr mir denn
nichts mit?
(zum Herrn Hieronymus).
In Deutſchland da gibt's viel —

Talleyrand (für ſich).

Eh's ſein Papa beſchnitt.

Der kleine Junge von Rom.

Mein Vater kam nie leer aus jenem Lande wieder,
Das wißt Ihr auch recht gut, Ihr ſeid ja ſeine
Brüder.

Herr Hieronymus.

Wie unſchuldig naiv!

Die alte Mama.

Das liegt in der Natur,
Schon längſt gab ſein Genie hiervon die ſchönſte
Spur.

Herr Hieronymus.

Wenn's einſt ihm nur viel hilft! Was fragen die
Baſchkiren

Nach einem Kraft-Genie! ach die maſakeriren
Es gleich dem lieben Vieh.

Der kleine Junge von Rom.

Du biſt ein ſchöner Held!
Mein Vater ſagt's doch oft: daß mit Dir wär' geprellt
Ein jedes Königreich. Bei Weibern und beim Spiel,
Bei Pracht und Ueppigkeit, das wäre ſo Dein Ziel. —

Talleyrand (zu Herrn Hieronymus).

Jetzt wird er recht naiv.

Der kleine Junge von Rom.

Wonach Du nur thätſt ſtreben,
Man ſieht Dir's auch gleich an, was Du führſt für ein Leben.
(Stößt mit dem Degen ein Fenſter ein, um hinaus zu ſehen.)
Nun weißt Du, wie die Welt und ich von Dir geſinnt,
Und daß man Wahrheit ſpricht, iſt man gleich noch ein Kind.
(Guckt zum Fenſter hinaus.)

Die alte Mama (herzlich lachend).

Das iſt ein wahrer Schelm, dem muß doch Alles weichen,
Um, wie ſein Vater, ſich in Allem groß zu zeigen.

Sechste Scene.

Vorige. Madame Joſephinchen.

Joſephinchen.

Ihr Diener, Frau Mama!

Die alte Mama (die Hände zuſammenſchlagend).

I was, du lieber Gott!
Wo kommen Sie denn her?

Joſephinchen.

O treib'n Sie keinen Spott!
Ich muß doch einmal ſeh'n, was Sie hier alle machen,
Von meinem Mann ſpricht man ja allerliebſte Sachen?
Doch das iſt man gewohnt ſeit vielen Jahren ſchon,
Von dem fällt nichts mehr auf, denn — es iſt ja Ihr Sohn.
„Der Apfel fällt nicht weit" — das Sprichwort kann nicht trügen,
Und was man dießmal ſagt, ſind wahrlich keine Lügen.

Die alte Mama.

Weiß man, mit wem man ſpricht?

Joſephinchen.

Ach, nicht ſo ſtolz gethan,
Den Hochmuth lacht man aus. Man kennt ſchon ſeinen Mann.
Hier wird gar Vieles ſich in Kurzem umgeſtalten,
Denn mit dem Herren Sohn bleibt's nun nicht bei dem Alten.

Das Weltenregiment, damit iſt's nun vorbei!
Das große Heldenheer ward durch Koſaken ſcheu.
(Laut auflachend)
Der Rheinbund — ach, daß Gott! der hat ſich ganz zerſchlagen,
Der thut jetzt meinen Mann par force nach Hauſe jagen.
Verſtellen Sie ſich nicht, Sie wiſſens auch recht gut,
Man ſieht's ja (zeigt auf die Herren Schwäger) Allen an, wie ſehr ihn'n fehlt der Muth.
Die Herren Söhne da ſind ohne ihr Verlangen,
(höhniſch lächelnd)
In Ruheſtand verſetzt — heim zur Mama gegangen,
Und danken dem Geſchick, das ihnen unverſehrt
Ein Plätzchen in Paris ganz unverdient beſcheert.
Da werden ſie bequem Paſteten fleißig eſſen —
Und beim Champagner-Glas die Kronen bald vergeſſen.
(Sich zu Talleyrand wendend)
Nun, liſt'ger Talleyrand! was denket denn Ihr Geiſt
So zu dem ganzen Spaß, der Frankreich jetzt umkreist?

Talleyrand.

Daß man den ſchönſten Ton doch nie zu hoch muß ſingen,
Sonſt muß am Ende noch die beſte Saite ſpringen.

Joſephinchen.

Gedacht, wie Salomon; doch fehlt die Handlung hier
Gar ſehr, mein guter Freund! das wiſſen beide wir.
Wie kann's auch anders ſein! (mit einem Blick auf die alte Mama) wo ſchon im Jugendleben

Das gute Beiſpiel fehlt, da muß ſich's einſt er-
geben,
Was mit der Muttermilch die junge Brut erhielt,
Denn wie die Alten ſein, ſo wird das junge Wild.
Die Wahrheit, Frau Mama, beweist bei Ihnen
recht —
Die Alten taugten nichts, drum iſt die Brut auch
ſchlecht.
O kreuz'gen Sie ſich nicht! Es iſt nur eine Stimme,
Die in der ganzen Welt, und das im höchſten Grimme,
Jetzt dieſe Sprache führt. Gleichwie der Welt
Trompete
Einſt ſicher Alles weckt, ſo ſoll auch meine Flöte,
Die mir im Munde ſteckt, hier Alles vor der Welt
Verkünden laut und rein.

Talleyrand (für ſich).

Nun, die iſt gut beſtellt.

Joſephinchen.

Betrachten Sie einmal die lieben Herren Schwäger,
Zum Beiſpiel Lucian; die andern ſind noch ärger,
Was ſpricht man nicht von dem, wie war denn
ſeine Jugend?
Ein Räuber und Rebell, ein Mörder mancher Tugend;
Die Schweſtern gar geliebt, mißhandelt die Mama,
Der ſchlechtſte Libertin; *) Gott weiß, was mehr
geſchah.
Vier Jahre braucht er nur zu — fünfzig Millionen,
(Um ſeine Tugenden nach Würden zu belohnen)
Wodurch ſehr glücklich er, meiſt durch Beſtechungs-
kunſt,
Zu ſeinem Reichthum kam.

---

*) Nachrichten aus geheimen Briefen vom Jahre 1805.

Die alte Mama.

Das iſt Verläumdungsdunſt.

Joſephinchen.

So ſpricht Ihr Affenherz.

Die alte Mama.

Da iſt wohl mehr geſchehen
Wobei Ihr werther Ruf — wird ſehr im Schwarzen ſtehen.

Joſephinchen (heftig mit dem Fächer fächelnd).

Wer iſt wohl mackellos in einem ſolchen Land,
Wo ſelbſt das reinſte Herz vom Laſter wird verbrannt.
Sie kennen das recht gut und ſollten doch ja ſchweigen,
Denn gegen Sie, Madame, da gibt es tauſend Zeugen;
Wie Ihres Mannes Haupt mit Kronen eigner Art,
Durch Ihr empfindſam Herz, ward allerliebſt gepaart.
Geh'n Sie nur vierzig Jahr zurück in Ihrem Leben,
Wohl manches tête à tête wird da vorüber ſchweben,
Aus Korſika und hier. Die Welt weiß es recht gut,
Was in der Sippſchaft hier fließt für gemiſchtes Blut.
Und daß durch Frömmelei, durch Beten und Kaſteien
Man, was geſchehen iſt, nie wieder kann zerſtreuen.

Die alte Mama (giftig).

Nun, kommt mein Sohn nur an, der große Weltregent,
Der ſoll die Wege Dir —

Joſephinchen (die Hand in die Seite ſtemmend).

Mein Mann? I Sapperment!

Glaub'n Sie, daß ich vor dem gar mein Maul ſoll halten?
Da irren Sie ſich ſehr! Sein's ſoll er müſſen halten,
Da gebe ich mein Wort.

Hieronymus (bittend).

Er hat den Kopf jetzt voll,
Und wenn er Sie erblickt, da wird er vollends toll.

Joſephinchen (ſich niederſetzend).

Das wäre mir recht lieb! Hier will ich ſitzen bleiben
Bis daß der Stolze kommt — und wer mich will vertreiben,
Dem ſteh' der Himmel bei! deßwegen kam ich her,
Jetzt iſt die rechte Zeit, geſchlagen iſt ſein Heer;
Ich brenne vor Begier, mit ihm jetzt anzubinden,
Was lange er verdient, ſoll er an mir nun finden;
Xantippen in' Paris. (erblickt den kleinen Jungen von Rom.) Ach ſeht, da iſt ja gar
Das weltberühmte Kind! Wie alt iſt er, drei Jahr?

Die alte Mama.

So Gott will, auf den März.

Joſephinchen.

Recht groß zu ſeinen Jahren!
Wüchſ' der ſo fort, der läg' dem Vater bald in Haaren.
(höhniſch)
Doch mit dem Wachsthum wird's nun wohl ſehr ſparſam gehen —
Denn Englands Medicin ſoll'm Wachsthum widerſtehen.
Beſonders wenn durch Rom ſie ſollten China ſchicken —
Die ſoll das Königsmark gewaltig ſchnell erſticken.

Das haben Sie, (zum Herrn Joſeph) mon chère, in Spanien ſehr gefühlt,
Wie Ihnen Wellington als Arzt dort mitgeſpielt.
(lachend)
Das Schröpfen ward ſogleich Euch allen ſtark verboten,
Diät und Hungerkur, die Schalen von den Schoten,
Die Rüben von dem Feld, nur Waſſer, keinen Wein,
Das, meint' er, würde Euch wohl am geſündſten ſein.

Der kleine Junge von Rom
(zum Fenſter hinausrufend).

Ha, jetzt kommt mein Papa gejagt als wie der Teufel!
Doch aber ganz allein! —

Talleyrand.

Die Armee, ohne Zweifel,
Siegt jetzt bei Leipzig noch.

Der kleine Junge von Rom.

Vandamme kommt auch nicht mit.
Es waren doch ſo viel, als er von hier wegritt.
(Läuft gegen die Thüre.)
Nun, biſt Du da, Papa! Nun muß ich Dir gleich ſagen
Was man hier von Dir ſpricht: — „Du wärſt total geſchlagen.“

Siebente Scene.

Vorige. Der Herr Kaiſer, der Hut der Quere ſtehend, mit Staub und Schweiß bedeckt und deſparater Miene, reißt haſtig die Thüre auf, alle Anweſenden ſtehen ehrerbietig auf, Joſephinchen ſetzt ſich aber erſt recht feſt.

Der Herr Kaiſer
(noch mit grimmigem Tone zurückſprechend).

Vom ſechsten Jahr an bis, wer nicht achtzig zählt,
Wird die Nacht exercirt und morgen früh geſtellt;
Zu Mittag einmontirt, muß Abends ſchon zum Siegen
Mit brennender Begier nach Deutſchland wieder fliegen.
(Er ſchlägt die Thüre zu und wirft den Hut auf den Tiſch.)

Der kleine Junge von Rom
(dem Papa die Taſchen viſitirend).

Haſt Du kein Stückchen Land Dir dießmal eingeſteckt?
Die erſten haben uns doch delicat geſchmeckt.

Der Herr Kaiſer (mit ſtolzen Schritten).

Wo man mir Treue bricht, da nehm' ich nichts mehr an,
Mit meinem Beiſpiel geh' ich Jedem jetzt voran.

Joſephinchen (nießt).

Talleyrand.

Contentement, Madame!

Der Herr Kaiſer
(mit einem Auge über die Achſel nach der bekannten Stimme blickend).

Wie, trau ich meinen Blicken?

Soll ich Sie denn, Madam, zum zweitenmal fort-
ſchicken?
(ſieht die Herren Brüder.)
Und Ihr ſcheut auch Euch, nicht jetzt vor mir zu er-
ſchein'n?
(ihnen den Rücken zukehrend.)
Unwürdige, entfernt Euch gleich, laßt mich allein!
Damit der Unglücksſtern ſich wieder von mir wende
Und ihrem Liebling ſchnell (zeigt auf ſich) Fortuna
Freuden ſpende.

Der Herr Joſeph. Der Herr Hieronymus
(zugleich).

Mon frère, noch jetzt der Ton? da Du an allem
Schuld —

Der Herr Kaiſer.

Wer, ich? Ha, jetzt entgeht mir wahrlich die
Geduld!
War ich es nicht, der Euch hat aus dem Staub
gehoben
Durch meiner Thaten Macht, auf Thronen Euch
geſchoben,
Wo Euch ganz ſchwindlicht ward? Er, Herr Hie-
ronymus!
Er macht nun vollends mir den ſchrecklichſten Ver-
druß.
Nicht einmal zu regieren verſteht der Ladenſchwengel,
Thut rückwärts commandiren, der abgezehrte Bengel;
Nimmt's Geld mit und reißt aus. (zieht den Degen.)
Ha, wenn Ihr nicht gleich geht,
So hau' ich auf Euch ein — daß Keiner mehr
aufſteht!

Der kleine Junge von Rom (läuft davon).

Die alte Mama (mit einem tiefen Knix).

O großer, theurer Sohn, o mäß'ge Dein Gemüthe!
Wir geben Dir ja recht, nur mache mit uns Friede.

Der Herr Kaiſer (noch toller auf ſie eindringend).

Wer ſprach vom Frieden hier? das Wort iſt Contreband,
Es iſt der Dummheit ſtets ihr liebſtes Unterpfand.
Nur der gemeinſte Sinn erzeugt dieß Pöbelwort!
(Treibt ſie alle nach der Thüre.)
Drum von der Hoheit weg! auf ewig von mir fort.

Joſephinchen
(unterläuft den Herrn Gemahl und entreißt ihm ſchnell den Degen).

Nun, warte, nun will ich ein Wörtchen mit Dir ſprechen!
Wie's einer Frau geziemt, die Du ſo oft thatſt knöchen.

Alle Anweſenden zugleich, doch ohne Talleyrand.

So recht, Madam, ſo recht! Sie kennen Ihre Pflicht,
Sie ſind ein braves Weib, der's nicht an Herz gebricht,
Die Wahrheit laut und ſtark einmal heraus zu ſagen,
Für unſre Ehre ſelbſt Ihr Leben kühn zu wagen.

Der Herr Kaiſer
(will nach der Thüre, indem er ruft:)

Die Wache trete ein, ich ahne hier etwas!

Joſephinchen (mit dem Degen vor ihn tretend).

Nicht von der Stelle hier, beſetzt iſt ſchon der Paß!

Jetzt ſchleicht man nicht ſo fort, wie aus Egypten-
land,
Und wie aus Moskau jüngſt, wie's recht erbärm-
lich ſtand.
Jetzt bin ich Nemeſis, die Dir den Weg vertreten,
Und die ein ernſtes Wort mit Dir, Monſieur, will
reden.

Der Herr Kaiſer (ſtolz mit warnendem Tone).

Madame! bedenken Sie, ich — ein gekröntes Haupt —

Joſephinchen.

Der jede Krone ſich gewaltſam hat geraubt.
Denn ſchon als Conſul war, allein hier zu regieren,
Dein ſchwach verdeckter Plan, das mußten Alle
ſpüren,
Die Deinen Sinn durchſchaut.

Der Herr Kaiſer.

Auch Cäſar dachte ſo.

Joſephinchen.

Ei, ſieh doch einmal an! Doch war er nicht ſo roh,
Die Seinen undankbar, wie Du, dann zu verſtoßen:
Wie Lucian und mich und viele andre Großen,
Die mit Gefahren Dir den Weg zum Thron gebahnt,
Hätt' ich es damals nur ganz dunkel ſchon geahnt.
Was Du im Schilde hätt'ſt, der brave Moreau
wäre
Niemals von hier verbannt — und jetzt in Deiner
Sphäre.

Der Herr Kaiſer.

Warum liebt' ihn das Volk mehr als ich's ihm er-
laubt'?

Pinarius ward von Auguſtus einſt enthaupt't
Bloß wegen böſem Schein.

Joſephinchen.

Alſo nach ſolchem Ziele
Strebt Dein Kanonenherz? Nun freilich, die Gefühle,
Die Dich von Jugend an, zum Unglück dieſer Welt,
Wie einen Marmorklotz gefühllos hingeſtellt, —
Die lohnte nie ein Menſch mit zarter Gegenliebe.
Nur ſchwarze Politik und ſcharfe Säbelhiebe
Sind Deiner Seele Stolz. Das zeigte ſich gar ſehr
Bei Deiner Kaiſerwahl. Noch wären heute leer
Die Bücher, wo das Volk ſich hatte unterſchrieben —
Wenn Bajonette es nicht dazu angetrieben.

Der Herr Kaiſer.

Rebellin, nun iſt's aus! Noch gibt's den Tempelthurm!

Joſephinchen.

Zu dieſem lach' ich jetzt! Ich kenne einen Wurm,
Der Dir am Herzen nagt: — Geſtürzter Uebermuth,
Verlorner Nachruhmsſtolz, das iſt's, was jetzt Dein Blut
Mit bitt'rer Galle füllt; denn alle Deine Pläne
Von Englands Untergang, zerſtieben jetzt wie Spähne,
Durch deutſchen Sturm verjagt. Was Deine Tyrannei
Hat zwanzig Jahr gebaut, ward auf einmal zur Spreu.
Schon biſt Du eingeſperrt ganz eng in Deinem Lande,

Das Dir zu kleine war, iſt das nicht eine Schande?
Sonſt ſperrteſt Du ſehr gern auch wohl mich Arme ein,
Sogar am Krönungstag fiel Dir die Dummheit ein,
Daß ich im größten Schmuck ſelbſt mußte Hunger leiden.

Der Herr Kaiſer.

Juwel'n ſind ja Ihr Gott! was fehlte Ihren Freuden?

Joſephinchen (hitzig).

Das iſt verzeihlicher, als iſt man ſo verrückt,
Daß man ſich ſchon als Stern am Himmel gar erblickt;
Wie Dich die Schmeichelei, die unverſchämten Dichter,
Dein Freund, der Moniteur, und alle das Gelichter,
Das gern den Speichel leckt, weil's Dich, Schwachkopf, charmirt,
Gar blendend hingeſetzt! und laut biſt Du blamirt
Nun vor der ganzen Welt. Biſt tief, ganz tief geſunken,
Daß von dem Sternenglanz man ſieht auch keinen Funken.
(Die linke Hand in die Seite ſtemmend.)
Und jetzt willſt Du uns noch, wie ſonſt, ſo grob und ſtolz
Behandeln? Denkſt nicht daran, daß man auch nicht von Holz
Und kaltem Marmor iſt; wie Du Dein werthes Leben
Der Nachwelt gar zu gern willſt durch Canova geben.

Der Herr Kaiſer.

Auch Cäſar'n haute man im ſchönſten Marmorſtein.

Josephinchen.

Gott's Cäſarn! Du ſähſt aus, ein Cäſar jetzt zu ſein!
Warum beſtrebſt Du Dich denn nicht nach andern Großen
Und ihren Tugenden? Suchſt nur bei denen Roſen,
Die auch die Vorwelt einſt mit Thränen niederſchrieb,
Und deren Thaten war'n, wie uns ihr Marmor blieb?
Auguſtus ſanftes Herz brach keinen Krieg vom Zaune,
Und überfiel kein Land aus Habſucht oder Laune.

Der Herr Kaiſer.

So macht' es Cäſar auch. Er fiel oft in ein Land,
Das, von ſich überzeugt, mit ihm in Frieden ſtand.

Josephinchen.

Was ſchlecht war, wird auch ſchlecht ſo lang die Welt wird bleiben,
Es mag von welcher Zeit es will ſich nun herſchreiben.
Wenn Du nun Cäſars Bild zum Muſter Dir erwählt.
So handle da auch gut, wo man's von ihm erzählt.
Doch wähle lieber Dir den Veſpaſian zum Ziele,
Den Conſtantinus auch, die hatten mehr Gefühle
Für ihrer Völker Glück. Veſpaſians Thräne floß
Um jeden Tropfen Bluts, das er — gerecht vergoß, —
Doch noch kein Auge ſah Dich Thränen je vergießen,
Ob gleich in Strömen Du unſchuldig Blut ließ'ſt fließen.
Ob jede Tyrannei, die je die Welt nur ſah,
Durch Dich mit kalter Stirn, ja lächelnd wohl geſchah.
Des Bruders eig'ne Frau ließ'ſt Du in Kindesnöthen
Hilflos auf wildem Meer durch bittern Gram faſt tödten:

Zerriſſeſt, was Gefühl und Liebe treu vereint,
Und wo nun bis in's Grab einſam die Arme weint. —
Wer nicht in Deinen Plan, die Welt zu unter-
drücken,
Mit einem eiſern'n Herz, wie Du, ſich konnte
ſchicken;
Der ward wie Ludewig*) vom Throne abgeſetzt,
Das Land wohlweislich doch zu Deinem noch
verſetzt.

Der Herr Kaiſer.

Doch davon ſchweigen Sie: daß Juden man aus
Aachen,
Die Ihnen Geld geborgt, ſehr eilig lud auf Wagen
Und nach Cayenne fuhr; wie Ihr Freund Talleyrand,
Zum Beiſpiel Anderer, es ſehr erſprießlich fand?

Joſephinchen.

Ward mir das wohl geſagt? Du hältſt ja ſtets
Spione
An Deinem ganzen Hof. Selbſt unter Deinem
Throne,
Sogar in's Schlafgemach verbarg ſich das Inſect,
Damit Dein Argwohn hört', wie früh man ward
geweckt;
Wie konnt' ich alſo wohl die Armen damals
retten,
Da jeder Bittende ſich fing in Deinen Ketten,
Die Dein Spionenheer ſo liſtig ausgeſtellt?

Der Herr Kaiſer.

Doch haben Sie, Madam, mich noch trotz dem
geprellt.

---

*) Der König von Holland.

Joſephinchen (höhniſch lachend).

Ich wünſcht', es wäre mehr, als es geſchah, ge-
ſchehen;
Doch würd' ich gegen Sie als Meiſter ſchlecht beſtehen,
Denn wer die ganze Welt hat Lebenslang betrogen —
Da wird mit Stümpern ſchon gar kein Vergleich
gezogen.

Der Herr Kaiſer.

Madame, nun hab' ich's ſatt, nun iſt die Lang-
muth aus!
Niemals ſeh'n wir uns mehr, Sie reiſen gleich nach
Haus!

Joſephinchen.

Noch immer dieſen Ton, Du Cäſar unſrer Zeiten!
Nimmt Dein Stolz noch nicht ab, bei Deinen vie-
len Leiden?
Lebt denn gar kein Geſchöpf, das Dich in Schrecken
ſetzt?
Bourrienne *) nur allein hat Deinen Werth geſchätzt;
Den fürchteſt Du allein, der weiß um die Ver-
brechen,
Die heimlich Du begingſt, und die, um ſie zu
rächen —
Schon jetzt Dein Reich zerfällt. Bourrienne weiß,
wie viel
Du einſt in Syrien, um nicht Dein blut'ges Ziel
Auf einmal zu verlier'n, durch Gift und andre
Mittel,
Die Dein Genie erfand, und die dann Deine Büttel

---

*) War während der Feldzüge Bonaparte's in Ita-
lien, Egypten und Syrien ſein alleiniger und vertrauter
Secretär.

Gefällig angewandt; ſo daß vom Hoſpital
Nicht Einer wieder kam — der jene große Zahl
Geſchwätzig angeſagt; die ſchnell des Todes Flügel,
Auf den'n — Dein Name ſtand, trug ſtill in ihre Hügel.
Ha, jetzt verändert ſich Dein kaltes Angeſicht!
Es iſt zum erſten Mal, daß Dein Gewiſſen ſpricht.
(Ihn bei der Rockklappe faſſend.)
Verhöre ja kein Wort! Es muß ſehr lange ſprechen,
Eh' es die große Zahl von allen den Verbrechen
Durchläuft, die Du begingſt. „Enghien, den mit Gewalt
Du, wie ein Räuber, nahmſt, und ihn bei Nacht im Wald,
Bei Viennes erſchoß'ſt. — Den wackern Louvertüre,
Den Du durch Gift entfernt'ſt. Ha, wahrlich, ich verliere
Mich ganz in Deinem Geiſt! Noch denk' an Pichegrü,
Der Dir erſt treu gedient, er ward ganz ohne Müh'
Erdroſſelt, weil er nicht zuletzt ward ein Verräther
An Moreau, wie Du wünſcht'ſt, ſo drück'ſt Du ſeine Feder
Des Lebens ihm entzwei. Noch eine Schandthat ſpricht
Dir auf der Erde Hohn: Palm's bleiches Angeſicht!
Die That war klein und ſchlecht und wird Dich ewig ſchänden,
So wie auch Hofer's Tod, den Du konnt'ſt leicht abwenden.
Nun denk' an alle die — wovon die Welt nichts weiß,
Die durch Dich nicht mehr ſind! die ſtill, auf Dein Geheiß,
In St. Domingo einſt, in Deiner Kerker Nacht,
Weil Dich oft Furcht umgab, ſtill wurden umgebracht!
Doch nun erbleiche erſt, denkſt Du Dir den Gedanken,

Wie viel durch Hunger, Schwert und Krankheit
niederſanken!
An deren Tod Du Schuld! Ja, es gibt keine Pein,
Die Deinen Thaten gleich, als Strafe könnte ſein!
Nur jetzt vom Augenblick den allerreinſten Willen,
Der könnt' in etwas noch den Fluch der Menſchheit
ſtillen,
Denn nur durch Beſſ'rung ſühnſt vielleicht Du Deine
Frevel —
Sonſt lohnt in jener Welt Dir ewig heißer Schwefel.
(Wirft ihm den Degen vor die Füße und läuft ab. Die alte Mama und die Herren Brüder folgen weinend nach. Talleyrand aber bleibt.)

Achte Scene.

Der Herr Kaiſer. Talleyrand und Moreau's Schatten.

Der Herr Kaiſer (in tiefen Gedanken).

Die malt verteufelt grell. Auch wär' das Bild
mir neu.
Sie nahm zu vieles Schwarz —

Moreau's Schatten (erſcheint dicht neben dem Kaiſer).

Nein, nein! Sie malte treu.

Der Herr Kaiſer (erſchrickt).

Wie, Moreau! beſter Freund! woher ſo unerwartet?

Moreau.

Daher, wo ew'ges Licht die Friedenspalme ſchattet.
Wo Alle, die Du würgt'ſt, die Allmacht niederſchrieb,
Wo keine Deiner Thaten noch je verborgen blieb.

Von dorther komm' ich nun, Dir noch einmal zu
dienen.
Es iſt die höchſte Zeit, willſt Du die Sünden ſühnen,
Dein Maß iſt übervoll. Ich warne Dich, als
Freund,
Den Du mit Undank einſt, zwar als den ärgſten
Feind,
Behandelt'ſt; doch war ich von einem höhern Weſen,
Vielleicht zum Wohl der Welt als Schutzgeiſt jetzt
erleſen,
Der Dich zurücke führt! Haſt Du mich gleich verbannt,
So herrſcht, wo ich nun bin, in der Verſöhnung
Land,
In mir kein Funken Groll. Mußt' ich auch gleich
vom Herzen
Einſt trennen Weib und Kind, mit bittern heißen
Schmerzen
Entflieh'n dem Vaterland, um in entfernten Zonen
Vor Gift und Folterbank *) ganz unbemerkt zu
wohnen;
So will den letzten Dienſt ich Dir hier noch erzeigen,
Verſuchen, ob ich nun kann Deinen Sinn erweichen. —
Blick' auf, es ſteigen jetzt die blutigen Geſtalten,
Die all' durch Deinen Wink in's Schattenreich einſt
wallten,
Noch einmal zu Dir auf. Als Boten Deiner Zeit —
In der zum Untergang Dein Schickſal iſt bereit.
Blick' hin, jetzt nach Enghien mit blut'ger Bruſt
und Stirne,
Es naht ein ganzes Heer von Geiſtern aus der Ferne.

---

*) Er hatte nach geheimen Briefen die Verbannung nicht freiwillig gewählt, ſondern man hatte ihm die Folter und einen Giftbecher gezeigt, wenn er zweijährige Gefangenſchaft nicht vorziehen ſollte.

Der Schatten des Prinzen Enghien
(indem er vorüber ſchwebt).

Kennſt Du mich noch, Tyrann! ſteht denn nun feſt Dein Thron,
Da ich längſt nicht mehr bin? Dem Völkerrecht zum Hohn
Raubt'ſt Du mich ſchändlich einſt. Daß Deinen Grenadieren
Es ſelbſt zu grauſam war, mich zu arquebouſiren.
Geſchrieben ſteht die That dort bei dem Sonnenlicht,
Wo ſicher man Dir bald Dein ſchrecklich Urtheil ſpricht.
(Er verſchwindet.)

Schatten des Generals Georges
(indem er vorüber ſchwebt).

Auch meine Stimme ſoll Dein taubes Ohr berühren,
Mein Anblick Deinen Sinn hin zum Vergang'nen führen.
Und wenn Dich's kalt ergreift, wenn Dir das Herz erbebt,
Wenn Dich mein Schatten ſchreckt, da er vorüber ſchwebt;
Dann höre dieſen Ruf, vernimm' die letzten Worte,
Die Dir als Warnungsſpruch ſchall'n von des Todes Pforte.
(Er verſchwindet.)

Schatten des Andreas Hofer
(indem er vorüber ſchwebt).

Ich ſtarb für's Vaterland, voll treuem, hohen Sinn,
Als Opfer der Gewalt. Du ſtieß'ſt, Tyrann, mich hin
In's Grab. Nun glaubteſt Du, ſei Deine Sklaven-kette,
Für alle Zukunft ſchon, auf immer unſer Bette.
Betrogen haſt Du Dich! Die Freiheit ſchlief nur ein,

Geſtärkt erwacht ſie jetzt, des Morgens ſich zu freun,
Der nun, zum Völkerglück, der Zukunft junge Stralen
Des neuen Tageslichts der Hoffnung hell zu malen.
(Er verſchwindet.)

Schatten des Buchhändlers Palm
(indem er vorüber ſchwebt).

Nicht mehr erniedrigt ſind nun Deutſchlands ſchöne Staaten,
In einem neuen Lenz entblüh'n da Heldenthaten,
Die Deine Tyrannei mit feſter Kraft verſcheucht,
Und ächter Freiheit Glück den Völkern wird gereicht.
Jetzt ſchreibt und preßt man frei viel Wahrheit Dir zur Schande;
O lebt' ich jetzt noch dort, ich lachte Deiner Bande!
Denn die Erniedrigung, in der einſt Deutſchland ſtand,
Hat ſich mit Rieſenkraft auf Dich nun hingewandt.
(Er verſchwindet.)

Der Herr Kaiſer (aufgebracht).

Hat denn das Geiſterheer ſelbſt ſich noch mit verſchworen,
Der Hoffnung letzte Kraft in mir auch zu durchbohren?
Daß mir, ganz ungeſcheut, ein jeder todte Wicht
Sottiſen aller Art ſagt keck in's Angeſicht?

Schatten des Generals Pichegrü
(indem er vorüber ſchwebt).

Jetzt fürchten wir uns nicht, Tyrann! vor Deinem Grimme,
Verſpottet wird ſchon jetzt hier Deine Würgerſtimme,
Die einſt nur ſchrecklich war; doch dort in unſerm Reich,
Wo's keine Herrſchſucht gibt, wo Alle ſich ſind gleich,

Da fühlt vor Deiner Macht kein Herz ein ängſtlich Schlagen,
Vor Stricken, Dolchen, Gift braucht man dort nicht zu zagen.
Erwäge dieſes wohl! Dort gilt kein Machtgebot,
Haſt Du ſonſt kein Verdienſt — ſo trifft Dich Höllennoth!

(Er verſchwindet.)

Der Herr Kaiſer (ergreift hitzig den Degen).

Den erſten, der noch kommt, den ſtech' ich durch die Nieren,
Daß er's zeitlebens ſoll in jener Welt noch ſpüren!

(Zu Moreau's Schatten.)

Was ſoll das Schattenſpiel? Begeben Sie ſich fort,
Ihn'n trau ich vollends nicht.

Der Schatten Moreau's.

So hör' mein letztes Wort:
Ich weiß den ganzen Plan, der in dem großen Bunde
Beſchloſſen heilig ward, und der mit jeder Stunde
Dir immer näher rückt, „ſo, daß kein Ruheſtein
Dir eher wird vergönnt — bis Du vertilgt wirſt ſein!"

(Er verſchwindet.)

Der Herr Kaiſer.

Das warten wir mit ab! Da gibt's noch Winkelzüge!
O das verſteh' ich gut! Denn nicht die erſte Lüge
Half mir ſchon aus der Noth. Nicht wahr, Freund Talleyrand?
Man gibt ein wenig nach — gleich hat man freie Hand.

Talleyrand (verbeugt ſich lächelnd).

Die Schatten aller unter dem Herrn Kaiſer geſtorbenen Soldaten ſchweben regimenterweiſe mit gedämpfter Muſik vorüber, ſie nehmen den Raum von ganz Frankreich ein.
(Ein Sergeant-Major tritt als Sprecher zum Herrn Kaiſer.)

Der Schatten des Sergeant-Majors.

Sieh', Sir! da ſchweben hin die Opfer Deiner Thaten,
Viel Hunderttauſende, doch alle ohne Waden.
Auf Fleiſch hieltſt Du nicht viel, ſogar das Brod war rar,
Das wirſt Du auch jetzund recht ſehr an uns gewahr.
Nur Kugeln gabſt Du uns und viele ſchöne Reden,
Die letzten hieltſt Du nie, das kannſt Du nicht verbeten.
Drum warnt das ganze Heer, das klappernd ſchwebt vorbei,
Durch mich, Herr Kaiſer, Dich; ſchaff' die Armee Dir neu.
Und überleg' es recht, eh' Du ziehſt aus zum Kriege,
Ob nicht der Feind, zu ſtark, Dich ſchlägt, wie eine Fliege,
Verächtlich mauſetodt! Vergiß es auch nicht mehr,
Leg' Magazine an, ſonſt wird Dein großes Heer,
Das jetzt das Kleine heißt, uns allen ähnlich werden,
Und dann fall'n Alle um, wie jetzt — Dein Glück auf Erden!
(Die ganze Schattenarmee verſchwindet.)

Der Herr Kaiſer
(ſticht wüthend nach dem Schatten).

Verwegner Grobian! — Ja ſo, er iſt ſchon todt!
Was will der Schlingel mehr, dort hat er Manna-brod. —

Das ganze Schattenreich lehrt mich nicht anders denken,
Beſuchten ſie auch Alle mich, um mich zu kränken.
Da kennt ihr mich noch nicht! Wer ganze Völker ſchlug,
Ja faſt die ganze Welt zu ſich nach Hauſe trug,
Dem iſt ein Geiſterſchwarm ein wahrer Spaß zum Lachen;
Denn was könn'n Schatten wohl mit einem Helden machen?
Es bleibt bei meinem Sinn, ich will doch einmal ſehen,
Ob ſich Fortuna nicht wird wieder zu mir drehen.

(Der Schatten des Robeſpierre fährt in Schwefeldampf vor dem Herrn Kaiſer herauf.)

Der Schatten Robeſpierre's.

Ergeb'ner Diener! Du! ich komme nur geſchwinde
Auf einen Augenblick, drum fuhr ich mit dem Winde
Zu Dir, Herr Bruder, her. Denn Urlaub kriegt man nicht,
Die Polizei iſt ſtreng. Denn Luzifer, der Wicht,
Hat Dir, wie Fouché *) hier, Spion' in allen Ecken,
Schleicht ſich da Einer fort, thun ſie's dem Kerl gleich ſtecken.
Und der iſt dann ſo grob, läßt gleich in heißem Thran
Dir Einen wohl zehn Jahr' abbrüh'n, wie einen Hahn.
Doch eben fuhr er aus, um mit dem Glück zu ſprechen,
Er will, wie ich gehört, an Dir ſich gerne rächen,
Weil Du von jenem ſonſt der Liebling immer hieß'ſt.
Und alles Unglück ſchnell von Dir wie Federn blieſ'ſt.

---

*) Franzöſiſcher Polizeiminiſter.

Der Herr Kaiſer (vertraut).

Nun, ſag' mir doch einmal, doch unter uns geſprochen,
Du biſt im Höllenpfuhl?

Der Schatten Robespierre's (verwundert).

Das haſt Du nicht gerochen;
Der Schwefel riecht ſonſt vor!

Der Herr Kaiſer.

Das fiel mir gar nicht auf,
Denn unter Schwefeldampf ſtieg ich hier glücklich auf.

Der Schatten Robespierre's.

Ja freilich bin ich dort.

Der Herr Kaiſer.

Nun ſag' mir unverhohlen,
Wie iſt's dort eigentlich, iſt's ſchlimmer als in Polen?

Der Schatten Robespierre's
(ſich hinter den Ohren kratzend).

I nu, ſo, ſo! man hat mehr mit der Hitze Noth,
Als mit der Kälte dort, denn ausſieht Alles roth,
Und glüht und dampft und raucht, ſo wie in Schmiede-Eſſen;
Wer's einmal hat geſeh'n, wird's wohl niemals vergeſſen.
Doch die Gewohnheit thut ſchon Alles hier auf Erden.
(Lachend für ſich.)
(Biſt Du nur einmal hin.) (Laut.) Gewohnt kann man es werden.

Der Herr Kaiſer (ſehr freundlich).

So! Nun, das hör' ich gern, da geb' ich hier nicht nach,

Da führ' den Krieg ich fort, bis an den jüng-
ſten Tag.
Und kehrt das Glück gleich mir auf ewig nun den
Rücken —
(zuckt mit den Achſeln)
So werd' als Staatsmann ich mich ſchon in Alles
ſchicken.
(Zu Talleyrand.)
Schreib'n Sie im ganzen Land gleich ſo viel Sil-
ber aus,
Was man ſo ungefähr vielleicht noch einſt gräbt aus
In fünfzig, hundert Jahren; und weiſen Sie die
Plätze
Den Unterthanen an, wo man gewiß die Schätze
Zu graben einſt gedenkt. Denn Kriege koſten Geld,
Und die Finanzen ſind jetzt gar zu ſchlecht beſtellt.
Drum nehm'n Sie, wo ſich's find't. Doch morgen
muß es baar
In meinem Schatze ſein. Doch werden ein ganz Jahr
Die Zinſen erſt davon, wie billig, abgezogen —
Damit durch mich Niemand hier etwa wird betrogen.

Talleyrand.

Sie ſind die Großmuth ſelbſt.

Der Herr Kaiſer.

So — auf die Art kriegt' ich Geld.
Und die Armee iſt auch auf morgen neu beſtellt.
(Zu Talleyrand.)
Nun fehlt's an weiter Nichts, der Sieg iſt ſchon
errungen,
Und morgen Abend ich bis Leipzig vorgedrungen.
Den Staatsrath ſprech' ich noch, der ſorgt für Haus
und Sohn,
(zu Robespierre's Schatten)

Und ſetzt, holt mich der Teuf'l, — den Jungen auf den Thron.

Der Schatten Robespierre's
(den Herrn Kaiſer umarmend).

Du biſt ein großer Mann, komm nur bald in die Hölle,
Dann mach' ich Rebellion, Du kommſt an Satans Stelle.
Doch jetzt muß ich zurück. Leb wohl, auf Wiederſeh'n!
Ich freue herzlich mich, bald unter Dir zu ſteh'n.
Bleib' ja bei Deinem Sinn! Laß lieber Dich beſiegen,
Nur laß in Frieden nicht etwa die Welt hier liegen.

Der Herr Kaiſer
(ihn lächelnd auf die Achſel klopfend).

Da dächt' ich, kennt'ſt Du mich! Empfiehl mich, wer etwan
In Deinem weiten Reich ſich meiner noch beſann.
(Schmeichelnd.)
Und was Du von dem Thron vorhin haſt fallen laſſen —
I nun, ſtimm' nur das Volk, denn das muß man erſt faſſen.

Der Schatten Robespierre's.

Dein Ruf hat ſchon ſehr viel bei uns für Dich vollbracht,
Selbſt eh' Du es gedacht, zum Fürſten Dich gemacht.
(Er verſinkt.)

Der Herr Kaiſer (freundlich zu Talleyrand).

Der Moniteur ſoll gleich, wie er ſchon oft gethan,
Den neuen Heereszug, ſo ganz nach meinem Plan,

Verkündigen, als wär' er völlig ſchon vollzogen.
Man gibt viel Todte an, man ſpricht von Siegesbogen
Und ſo dergleichen mehr. Man nennt mich einen Held.
Der Moniteur weiß ſchon, wie er die Wahrheit ſtellt.
(Stolz abgehend.)
Neugierig bin ich nun — was England dann wird machen?

Talleyrand (ihm nachfolgend).

Es wird wie Deutſchland ſich faſt halb zu Tode lachen!

IV.

Ruf an die Deutſchen.

Eine Stimme aus dem linken Rheinufer. — Bei dem Uebergang der ſchleſiſchen Armee über den Rhein bei Mannheim, im Anfang des Jahres 1814.

Schwingt das Schwert, ihr deutſchen Brüder!
Jauchzt in vollem Jubelchor!
Aus dem Himmel tönt hernieder
Freiheitruf in's trunkne Ohr! —
Hörſt du die Poſaune klingen
Durch die Nacht? — Auf goldnen Schwingen
Bricht der lichte Strahl hervor!

Tag der Freiheit, kehrſt du wieder?
Iſt's nicht Täuſchung, iſt's nicht Wahn? —
Hör' ich recht die hellen Lieder,
Kündend deutſche Freiheit an? —
Ach der Ton, der faſt verklungen,
Aus der Tiefe neu geſchwungen,
Hallt er in's entwöhnte Ohr!

Tief in Nacht und todten Schlummer
Dich zu bannen ewig hin,
Scharren dich in Schutt und Kummer,
Schmiedete der Frevelſinn
Des Tyrannen, arge Tücken,
Daß kein Gott dich möcht' entrücken
Seiner Knechtſchaft finſterm Graus.

Sieh', ſchon glimmt in Weſt und Süden
Der Vulkane wilde Glut,
Aus der Erde Schooße wüthen,
Sieh' der Völker freche Brut!
Und betäubt vor ſeinem Grimme,
Bebend des Tyrannen Stimme,
Folgen ſie in blindem Wahn.

Und es wälzen wilde Wogen
Brauſend ſich im Sturm daher,
Unaufhaltſam fortgezogen
Rollt des Krieges toſend Meer,
Füllt die Länder, bricht die Dämme
Heil'ger Fluren; ſchöne Stämme
Biedrer Völker reißt es ein;

Schonet nicht der ſtillen Tempel,
Die noch Sitt' und Unſchuld baut,
Der Geſetze heil'gen Stempel
Höhnt der Frank' in That und Laut.
Scheußlich hauſen ſeine Horden,
Unabläſſig nur im Morden,
Achtet er nicht Gott noch Recht.

Nicht der Jugend goldne Aehren,
Schöner Zukunft heil'ges Pfand,
Nicht der Mütter heiße Zähren,
Kinderlos im öden Land,
Nichts mag ſeinen Tollſinn rühren;
Nur das Eiſen mag er führen,
Lachend frech in kalter Luſt!

So wie er auf Mord gegründet
Seines Reiches finſtern Schacht,
Will, von Mordgier er entzündet,
So vollenden ſeine Macht.

Wer geweihtes Haupt entweihte,
Wird der achten Völkereide?
Raub und Mord bleibt ſtets ſein Durſt!

Doch in ſeinem Wirbel brauſend,
Wühlt er ſich ſein eignes Grab;
Ueber ihm in Wuth ergrauſend,
Peitſcht es ſein Tyrann hinab!
Jagt es auf in wirrem Toſen,
An die Klippen es zu ſtoßen,
Die den Grimm ihm wild entflammt.

Und er raſ't zum fernen Norden
Gen des Poles Felſenwand;
Doch es prallen die Cohorten
Morſch zerſchmettert hin in Sand! —
Doch die Tollwuth will nicht enden,
Fern aus ſeines Reiches Enden
Wirbt der Freche neu zum Kampf.

Million die Völker fluthen,
Zu verſchlingen Land und Meer. —
Weh dem Edeln, weh dem Guten! —
Lebt der Rächer nimmermehr?
Deutſchland, du verſinkſt! — O Freiheit!
Sinke mit der ſchönen Treuheit —
Wacht nicht jetzt dein höhrer Schutz!

O, wie magſt du's, Junge, lallen,
Sprechen, Mund, die Wonne aus! —
Deutſche Kraft iſt nicht zerfallen,
Schlummert nur in Wahnes Graus;
Aber furchtbar iſt der Wecker,
Horch, es iſt der Todes-Schrecker,
Der dich in das Leben ruft!

Wie ein Engel aus dem Grabe —
Kraft und Würd' umſtrahlen ihn —
Steigt er auf — o Himmelsgabe! —
Deutſcher Muth, in feſtem Sinn;
Und er ſteht in ſeiner Würde,
Abzuſchütteln Joch und Bürde,
Noch einmal, ein Kriegsgott, da.

In den Kampf mit Himmelsfeuer,
(Vaterland, du wahrt'ſt es tief!)
Stürzt er auf den gier'gen Geier, —
(In der Höhl' ein Löw' er ſchlief)
Reißt den Klau'n die zarte Beute,
Die des Frechen Griff entweihte:
Und er flieht, gefärbt in Blut.

Jauchz' Entzücken, deutſche Jugend!
Laut ertön' dein Siegsgeſang!
Schöpfe Glut aus deiner Tugend,
Tapfrer Streiter! — Horch dem Klang!
Freiheit tönt er! — Freiheit glühe
In dem Mark dir! Freiheit ſprühe
Funken hell aus deinem Schwert!

Fort denn, fort! im muth'gen Streite,
Eilt auf raſchem Siegeslauf!
Keine Kluft, und keine Weite,
Hemm' in Euerm Sturm Euch auf!
Bis Euch — wenn geſtraft den Schlechten,
Hoch geehrt ihr die Gerechten,
Ew'ger Lorbeer grün' um's Haupt!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Das große Fauſt-Werk.

Herausgegeben
von
J. Scheible.

In 4 Bänden, à 6 fl. oder 3½ Thlr.

Erſter Band.

Doctor Johann Fauſt. I. Fauſt und ſeine Vorgänger (Theophilus, Gerbert, Virgil ꝛc.) Zur Geſchichte, Sage, und Literatur. II. G. R. Widmann's Hauptwerk über Fauſt. Vollſtändig und wortgetreu. III. Fauſt's Höllenzwang. — Jesuitarum libellus oder der gewaltige Meergeiſt. — Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch. — Schlüſſel zum Höllenzwang. IV. Wortgetreuer Abdruck der erſten Auflage des erſten Buches über Fauſt von 1587. (Bisher in Zweifel gezogen, nun aufgefunden.) Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzſchnitten.

Zweiter Band.

Chriſtoph Wagner, Fauſt's Famulus. — Don Juan Tenorio von Sevilla. — Die Schwarzkünſtler verſchiedener Nationen, und die Beſchwörer von Hölle und Himmel um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Luſt. Mit 94 Abbild. auf 38 Tafeln und mit 86 Holzſchnitten.

Dritter Band.

Die Sage vom Fauſt bis zum Erſcheinen des erſten Volksbuches mit Literatur und Vergleichung aller folgenden; Fauſt auf der Volksbühne, in den Puppen- oder Marionettenſpielen; Zauber-Bibliothek des Magiers: Höllenzwang. — Drei- und vierfacher Höllenzwang. — Der große Meergeiſt. — Wunderbuch. — Der ſchwarze Rabe. — Geiſter-Commando. — Praxis magica. — Schätzeheber u. ſ. w. Mit 46 lithographirten Blättern und mit Holzſchnitten.

Vierter Band.

Die Fauſthiſtorie in Reimen. — Die Volksbücher von Fauſt und Wagner. — Die Geſchichten von den Zauberern Bacon, Bungey, Vandermaſt, Bruder Rauſch, Jannes und Jambres, Bileam, Salomo ꝛc. — Infernaliſche Legenden u. ſ. w.

Digitized by Google